

**Fall Lucie: Alex Baur und Peter Holenstein über Psychiatrie-Versagen**

Nummer 11 – 12. März 2009 – 77. Jahrgang  
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Männer auf Diät**

Die Schweizer werden immer dicker. Was sind die Gründe? Was hilft?

*Von Kai Michel*

## **Es gibt ein Leben nach dem Bankgeheimnis**

Der grosse Schweizer Bankier Hans Vontobel bleibt gelassen.

*Von Carmen Gasser und René Lüchinger*

## **Hoffnung im Regenwald**

Es ist nicht so schlimm, wie alle glauben. *Von Thomas Häusler*



100

100



**BMW EfficientDynamics**   
Weniger Emissionen. Mehr Fahrfreude.

BMW 730d, Treibstoffverbrauch gesamt 7,2 l/100 km, CO<sub>2</sub>-Emission kombiniert 192 g/km (204 g/km Durchschnitt aller Neuwagen in der Schweiz), Energieeffizienzklasse B. Abgebildetes Fahrzeug enthält Sonderausstattungen.



# 517

Michael Crean spielt Golf und hat das längste Hole in One aller Zeiten geschlagen: auf einem 517 Yard langen Dogleg.



## Masstäbe setzen. Der neue BMW 7er.

Es gibt Menschen, die immer danach streben, noch mehr zu erreichen. Einer von ihnen ist Michael Crean, der dank technischer Meisterschaft und überragender Präzision das längste Hole-in-one aller Zeiten schlug. Dieselben Qualitäten haben die Entwicklung der neuen BMW 7er Reihe geprägt: innovative Technik und der unbändige Wille, sich selbst zu übertreffen. Das Resultat ist eine Luxuslimousine mit stilvoller Präsenz, luxuriösem Komfort und einem überlegenen Fahrgefühl. Darüber hinaus glänzt die neue BMW 7er Reihe mit einer einzigartigen Verbrauchseffizienz – dank dem nachhaltigen Technologiepaket BMW EfficientDynamics. Der BMW 7er, der neue Masstab in der Luxusklasse.

### **BMW Service Plus auf allen Modellen**

Gratis-Service bis 100 000 km oder 10 Jahre, Garantie bis 100 000 km oder 3 Jahre.

Der neue BMW 7er

[www.bmw.ch](http://www.bmw.ch)



Freude am Fahren

WÜRDEN SIE NOCH AN MEINE KONZERTE  
KOMMEN, WENN ICH HIV-POSITIV WÄRE?  
GEGEN AIDS. FÜR DIE BETROFFENEN.



AIDS-HILFE SCHWEIZ  
AIDE SUISSE CONTRE LE SIDA  
AIUTO AIDS SVIZZERO

Stephan Eicher unterstützt Menschen mit HIV.  
Helfen Sie mit: PC-Konto 30-10900-5, [www.aids.ch](http://www.aids.ch)

 **LHIVE**  
[www.lhive.ch](http://www.lhive.ch)

 **AIDES**





## Intern

«Viel Glück beim Abnehmen!» Dieser Satz zum Abschied traf unseren Wissenschaftsredaktor Kai Michel dann doch. Bei seinen Recherchen, warum Schweizer Männer immer dicker werden, hatte er dem Ernährungsex-



**Mehr als Kosmetik:** männliches Ideal.

perten Fritz Horber gebeichtet, häufiger auf der Waage zu stehen, als ihm eigentlich lieb ist. Und dass er ein, zwei Kilo weniger Gewicht auch nicht schlecht fände. «Das ist bei Ihnen doch nur Kosmetik», beschied Horber streng. Warum aber nur erging er sich dann zum Ende des Gespräches über die grassierende Übergewichtsepidemie, die Rolle der Gene dabei und warum Abnehmen keine Frauensache mehr ist, immer mehr in konkreten Tipps: Keine Diät machen? Abends Kohlenhydrate meiden. Überflüssige Kalorien eliminieren, den Orangensaft am Morgen etwa. Und dann dieser Glückwunsch für den Nachhauseweg. Der hat gegessen. Die Titelgeschichte lesen Sie ab **Seite 34**

Am 27. Mai 2003 lockte Daniel H. eine Kollegin mit einer List in den Wald und versuchte sie zu vergewaltigen und zu töten. Fünf Jahre später, im Sommer 2008, wurde der junge, vermeintlich therapierte Täter aus dem Justizvollzug entlassen. Vor einer Woche lockte derselbe Mann in Baden die 16-jährige Lucie mit einer List in seine Wohnung, wo er sie tötete. Die *Weltwoche*-Reporter Alex Baur und Peter Holenstein, die sich beide seit vielen Jahren mit der Kriminalistik befassen, recherchierten den Fall à fond und kamen zu einem beunruhigenden Schluss: Die beiden Verbrechen tragen exakt dieselbe Handschrift. Im Rückblick wird

klar: Hätte die Gerichtspsychiatrie die Zeichen richtig interpretiert, wäre Lucie wahrscheinlich noch am Leben. Lesen Sie den Beitrag auf **Seite 16**

Wer sie porträtieren will, wird zu vielen Aktivitäten herzlich eingeladen: Moderationen durch Spitäler, Spezialsendungen am Radio und auf Tele Züri, Fotoshootings, die ihre Karriere als Fotomodell beschleunigen sollen. Patricia Boser – zurzeit erneut verschlankt und verjüngt – ist seit genau zwanzig Jahren auf Sendung. In der Zwischenzeit ist die einstige Kupplerin der Nation («Swiss Date») auch eine geschiedene Mutter und Singlefrau. Ein neuer Mann konnte trotz intensiver Hilfestellung



**Einladend:** TV-Frau Patricia Boser.

der Boulevardpresse noch nicht gefunden werden. Den Grund sieht die Weltrekordhalterin im Dauermoderieren nicht etwa im ständigen Redefluss, sondern in ihrem störrischen Verhalten gegenüber der Männerwelt, wie sie im Gespräch erklärt: Jene Männer, die sie ignorierten, als sie Kleidergrösse 42 getragen habe, wollten heute mit ihr ausgehen. Natürlich erhalten sie von Frau Boser einen Korb. Das Porträt auf **Seite 50**

Es gibt nicht viele Menschen, die mit 92 Jahren noch täglich zur Arbeit gehen. Hans Vontobel, Patron und Ehrenpräsident der gleichnamigen Zürcher Privatbank, macht es. Für einmal nimmt das Mitglied der sonst so verschwiegenen Kaste der Privatbankiers im Interview mit der *Weltwoche* kein Blatt vor den Mund. Vontobel erzählt von der Wandlung der Branche über die letzten Jahrzehnte, nimmt Stellung zum Schweizer Bankgeheimnis und postuliert, dass es Altersweisheit nicht gibt. Das grosse Interview auf **Seite 44**

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Markus Somm

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehriger, Philipp Gut (*Leitung Kultur und Wissen*), Carmen Gasser, Pierre Heumann (*Naher Osten*), Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Kai Michel, Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Julian Schütt, Eugen Sorg, Mark van Huisseling, Bettina Weber (*Leitung Gesellschaft*)

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, James Hamilton-Paterson, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Holenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Michael Maar, Sven Michaelsen, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Markus Schneider, Wolf Schneider, Alix Sharkey, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

### Produktion:

Philipp Anz  
**Bildredaktion:** Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bosset, Gabriella Hohendahl, Nadine Hofer (*Assistentin*)

**Layout:** Claire Hulla (*Leitung*), Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

**Infografik:** Helmut Germer

**Korrektur:** Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttng

**Internet:** Andreas Thut (*Leitung*)

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

**Verlagsleitung:** Maïke Juchler

**Marketing:** Sandra Millius (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli

**Anzeigeninnendienst:** Silvan Leibacher, Laura Bazzigher, Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigendienst@weltwoche.ch

**Internetverkauf:** Publicitas web2com AG

**Tarife und Buchungen unter:** Tel. 044 250 31 91

E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com

**Druck:** Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Wir denken weiter.



## An eine Zukunft mit mehr Gesundheit: Die neue FutureLine von ZUG.



Der neue Combi-Steam SL.

Lassen Sie sich Ihre Gesundheit schmecken. Im neuen Combi-Steam SL bleiben mehr Vitamine, Mineralstoffe und Spurenelemente erhalten. Der Combi-Steam SL ist auf Menüs von Meisterköchen programmiert: Mit der einzigartigen GarSensorik kommen gesunde, hervorragend schmeckende Gerichte wie von alleine auf den Tisch. Für eine gesunde Zukunft hilft Ihnen ZUG gerne weiter: [www.vzug.ch/futureline](http://www.vzug.ch/futureline)



Führend in Küche und Waschraum



## Enthüllungen

Die *Weltwoche* wusste seit Wochen, dass die UBS mit Oswald Grübel verhandelt. Warum hat sie es nicht geschrieben? Von Roger Köppel

Gibt es eine ethische Minimalschwelle für Enthüllungen? Dürfen Zeitungen alles bringen, was sie wissen, ungeachtet der Konsequenzen? Die Diskussion löste diese Woche ein gegen die *Weltwoche* gerichteter Artikel der Online-Redaktion des *Tages-Anzeigers* aus. Anonyme Quellen wurden angezapft. Das Zürcher Grossstadtblatt warf der *Weltwoche* vor, Geheiminformationen zum Machtwechsel bei der UBS nicht veröffentlicht zu haben. Die *Weltwoche*, so der *Tagi*, habe seit Wochen gewusst, dass die Bank mit Oswald Grübel verhandle, und nichts geschrieben. Intime Details des Berufungsverfahrens, Namenslisten etc. seien der *Weltwoche*-Redaktion bekannt gewesen, doch der Chefredaktor habe sich aus Gründen, die «für einen Journalisten völlig untypisch» seien, entschieden, diesen «Scoop des Jahres» (*TA*) nicht zu bringen. Der *Tagi* hält der *Weltwoche* Doppelmoral vor. Als es um die Enthüllung von Missständen im Zürcher Sozialamt gegangen sei, habe man eine Kampagne geritten und Amtsgeheimnisse veröffentlicht. Die «Zurückhaltung Köppels» bei der UBS erstaune. Man ortet unlautere Motive.

Zunächst: Ich kann bestätigen, dass die *Weltwoche* gut informiert war über interne Vorgänge bei der UBS. Wir wussten dank Recherchen, mit wem Gespräche geführt wurden und welche Diskussionen im Verwaltungsrat der seit Monaten von den Medien beschossenen Firma stattfanden. Es handelte sich um prickelnde Informationen, die sicherlich die Neugier der Leser befriedigt hätten. Durch die Vorabmeldung des Chefwechsels wäre ein «Primeur» lanciert worden, der über die Landesgrenzen hinaus Beachtung gefunden hätte. Doch die *Weltwoche* schwieg. Für den *Tages-Anzeiger* ist es unerklärlich, dass eine Zeitung mutmasslich brisantes Material für sich behält. Das Blatt versteigt sich zu Verschwörungstheorien, um den Sachverhalt zu deuten. Warum wurden die Hintergrundinformationen nicht veröffentlicht?

Die Antwort ist einfach: Die *Weltwoche* schreibt nicht alles, was sie weiss. Sie betreibt keine Enthüllungen um der Enthüllung willen. Sie ergötzt sich nicht am Kult der Indiskretion. Die Vorwürfe der Kollegen gehen von der irrigen Annahme aus, Journalisten hätten



«Scoop des Jahres».

ein absolutes Recht auf die Durchbrechung der Privatsphäre. Das ist nicht der Fall. Wer Geschäfts- oder Amtsgeheimnisse publik macht, muss über höhere Motive verfügen als die blosser Gier nach «News». Die *Weltwoche* ist bekannt für pointierte Recherchen, aber sie betreibt die Recherche nicht als Selbstzweck. Man muss Missstände aufdecken oder relevante Fragen klären, um Enthüllungen zu rechtfertigen. Auf das Motiv kommt es an. Es ist ein Mangel an Verantwortungsbewusstsein, wenn Nachrichten um ihrer selbst willen verbreitet werden.

Im Fall UBS war die Relevanz der Informationen nicht gegeben. Es ist keine Story, wenn eine Firma, die schwere Zeiten durchmacht, hinter den Kulissen Personalszenarien durchspielt und Verhandlungen führt. Es besteht kein öffentliches Interesse an vertraulichen Gesprächen unter Verwaltungsräten, zwischen denen es, wen wundert's, zu Meinungsverschiedenheiten im Alltag kommen kann. Ausserdem muss man sich bewusst sein, dass ein seit Monaten medial attackierter Konzern durch unbedachte Indiskretionen weiter beschädigt werden kann. Hätte die *Weltwoche* zur Unzeit die Grübel-Interna ausgeplaudert, wäre der Kandidat möglicherweise abgesprungen. Mit welchen Kollateralwirkungen? Eine Zeitung sollte sich nicht zum Sprachrohr betriebsinterner Machtkämpfe machen, die durch anonyme Quellen aus oft zweifelhaften Beweggründen angeheizt werden. Niemand

hat ein Interesse daran, einer UBS durch Tratsch und Klatsch zu schaden.

Der *Tages-Anzeiger* nennt es Doppelmoral und bringt als Beleg die *Weltwoche*-Enthüllungen über das Zürcher Sozialamt unter der früheren Stadträtin Monika Stocker. Bei den Banken sei man zahm, bei der Politik könne man keine Skrupel, moniert der Medienkonzern. Falsch. Im Fall Stocker enthüllte *Weltwoche*-Redaktor Alex Baur über Monate hinweg Systemfehler im Zürcher Fürsorgewesen. Gewiss, vertraulichste interne Dokumente wurden durch *whistle-blowers* an die Öffentlichkeit getragen. Aber Baur konnte zeigen, wie durch Behördenversagen Steuergelder verschleudert wurden. Er entfachte eine fruchtbare und folgenreiche Diskussion, die zu mehr Transparenz und einer Erörterung der Probleme führte. Es ging nicht um Personalnachrichten, welche die Bank von sich aus ohnehin im Rahmen einer Pressekonferenz gemeldet hätte, sondern um Missstände, die ohne Baur nie ans Licht gekommen wären. Genau das ist der Unterschied.

Ein weiterer Aspekt spielt eine Rolle. Es ist kein Geheimnis, dass die *Weltwoche* ihre Aufgabe nicht darin sieht, Kampagnen gegen die Schweizer Privatwirtschaft zu führen. Die meisten Unternehmen stehen in einem harten Wettbewerb. Sie brauchen keine Journalisten, die ihnen Steine in den Weg legen. Firmen werden durch ihre Konkurrenten kontrolliert. Missstände deckt in der Regel zuerst der Markt auf. Der Fall um die von Zeitungen kaputtgeschriebene Privatbank Swissfirst bleibt ein trauriger Beleg für die Zerstörungskraft, die enthemmte Rechercheure spekulierend entfalten können. Am letzten Wochenende musste sich nach dem Ringier-Konzern nun auch die *NZZ am Sonntag* für ihre Swissfirst-Berichterstattung öffentlich entschuldigen. Die Hauptvorwürfe gegen den früheren Konzernchef Thomas Matter erwiesen sich, wie die *Weltwoche* schon vor Jahren schrieb, als falsch. Zu spät. Die Bank gibt es nicht mehr, Arbeitsplätze gingen verloren.

Die *Weltwoche* setzt andere Akzente. Sie kritisiert vor allem den Staat. Der öffentliche Sektor ist das grösste, mächtigste Monopol im Land. Er kennt keine natürlichen Feinde, deshalb breitet er sich ungehindert aus. Staatswachstum vermindert auf lange Sicht die Schweizer Wohlstandschancen. Auch in einer weltweiten Wirtschaftskrise darf man Proportionen und Grundwerte nicht aus den Augen verlieren. Eine Bank, die sich mit aller Kraft gegen Widrigkeiten stemmt, sollte nicht zum Gegenstand leichtfertiger Enthüllungen werden. Die kritische Energie des Journalismus wird an andern Fronten dringender gebraucht.



*Ganz gelassen: Bankier Vontobel. Seite 44*



*Zu schnell: Sprint-Star Chambers. Seite 53*



*Keine Apokalypse: Regenwald. Seite 54*



*Bogart: Chandler-Film» The Big Sleep» Seite 48*

## Aktuell

- 7 [Editorial](#)
- 13 [Kommentar Lob des Filzes](#)
- 14 [Schweiz In der Krise wählt man nicht links](#)
- 15 [Parteien Die BDP ist eine Gefahr für FDP und CVP](#)
- 16 [Mordfall Lucie Risikofaktor Gerichtspsychiatrie](#)
- 18 [Schweiz Die Spanienkämpfer sollen rehabilitiert werden](#)
- 20 **«Hälfte des heutigen Niveaus»**  
Was würde es die Banken kosten, wenn es den Unterschied zwischen Steuerhinterziehung und -betrug nicht gäbe?
- 22 [USA Steueroasen in Delaware](#)
- 24 [Lidl Der nächste Harddiscounter drängt ins Land](#)
- 25 [Credit Suisse Hans-Ueli Doerig ist der neue Präsident](#)
- 26 [Wirtschaft Flat Tax gegen Krise](#)
- 27 [10 Fragen an Tadashi Arashima, Europa-Chef Toyota](#)
- 28 [Essay Strafen im Wohlfühlknast](#)
- 29 [Die Deutschen Es lebe die Arbeitsteilung](#)
- 29 [Personenkontrolle Steinbrück, Müntefering, Levrat](#)
- 30 [Mörgeli Vom Maoisten zum Moralisten](#)
- 30 [Bodenmann Nächster Blattschuss](#)
- 31 [Medien Bundesamt für Kontrolle](#)
- 31 [Wortkontrolle Ötzi und die Systemrelevanz!](#)
- 33 [Leserbriefe](#)

## Hintergrund

- 34 **Männer auf Diät**  
Die Schweizer werden immer dicker. Was sind die Gründe? Was hilft?
- 36 [Evolutionsbiologie Rache der Raubtiere](#)
- 38 [Ernährung Fünfzig Kalorien weniger](#)
- 40 **«Mangels Kenntnis der Akten»**  
Die Angeschuldigten des «Bestechungsskandals» an der Armeespitze warten bis heute auf ihre Rehabilitation
- 41 [Bundesanwaltschaft Ein unheimlicher Spesenritter](#)
- 42 **Der Tag, an dem die Wüste brannte**  
1970 entführten palästinensische Terroristen eine DC-8 der Swissair mit 155 Menschen an Bord in die jordanische Wüste
- 44 **Es gibt ein Leben nach dem Bankgeheimnis**  
Der grosse Schweizer Bankier Hans Vontobel bleibt gelassen
- 48 **Blondinen für den Bischof**  
Am 26. März jährt sich der Todestag des Schriftstellers Raymond Chandler zum fünfzigsten Mal
- 50 **Schön durch Arbeit**  
Tele-Züri-Moderatorin Patricia Boser ist eine TV-Ausnahme
- 53 **Sprintendes Ärgernis**  
Er war das erste Opfer des Balco-Dopingskandals. Jetzt läuft der Briten Dwain Chambers der Konkurrenz abermals davon
- 54 **Hoffnung im Regenwald**  
Die Schreckensszenarien vom Verschwinden des Dschungels haben nichts mit der Realität zu tun





«Die <Chemie> kann matchentscheidend sein»: pensionierter Swissair-Captain Walser. Seite 56

## Interview

### 56 «Es braucht auch Demut»

Crash-Landungen wie die auf dem Hudson River werfen Fragen nach der Flugsicherheit auf. Werner Alex Walser, Ex-Swissair-Captain, beantwortet sie

## Stil & Kultur

### 60 Überlebenstraining Martin Johnson Heade

### 62 Namen Von Auguste Tomasuite bis Meghan McCain

### 63 MvH Meine Baracke

### 64 Im Gespräch Bea Petri, Visagistin und Inhaberin der Schminkbar in Zürich

### 65 Luxus Zeit für Basler Lächerli, Teil I

### 66 Auto Jeep Cherokee 2.8 CRD Limited

### 67 Objekte Massagesessel Panasonic EP30000KU802

### 67 Wein La Legua Crianza 2005 Cigales

### 68 Bestseller

## 68 Hürchen und brutale Luden

Sibylle Lewitscharoffs neuer Roman «Apostoloff» zeigt böse genau die bulgarische Gegenwart

### 70 Jazz Taylor Ho Bynum Sextet

### 70 Film «Der Knochenmann»

### 71 Kunst Tracey Emin

### 72 Doppelpass Folge 16

### 74 Hochzeit Nicole Albert und Christoph Rees

## Autoren in dieser Ausgabe

### Wiglaf Droste



Der Schriftsteller und Satiriker ist mit manchen Talenten gesegnet. Er ist als Journalist und Autor tätig, singt im Spardosen-Terzett und

gibt eine Vierteljahresschrift für Kulinariik heraus. Auf Seite 48 porträtiert er den grossen Kriminalschriftsteller Raymond Chandler, den Schöpfer des Privatdetektivs Philip Marlowe.

### Urs Zulauf



Als ehemaliger Kanzleichef in der Justizvollzugsanstalt Lenzburg weiss Autor Urs Zulauf, wovon er spricht. In seinem Essay kritisiert er auf

Seite 28 die teure und seiner Meinung nach gesetzeswidrige Praxis im Strafvollzug, die den eigentlichen Sinn verfehlt: die Bestrafung der Täter.

[www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

## Online-Dossiers

Alle Artikel zu den Themen:

- Kaspar Villiger
- Bankgeheimnis
- Finanzkrise
- Atomschmuggel
- Affäre Gontard
- Das Soziale Web

finden Sie in unseren Dossiers unter [www.weltwoche.ch/dossier](http://www.weltwoche.ch/dossier)

## Twitter: Sofort merken, was auf Weltwoche online läuft

Der Internet-Kurznachrichtendienst *Twitter* – zu Deutsch etwa «Vogelgezwitscher» – erfreut sich wegen seiner Geschwindigkeit und Interaktivität zunehmender Beliebtheit. Ab sofort schicken wir Ihnen deshalb Hinweise zu ausgewählten Artikeln und exklusiven Online-Inhalten auch via unser *Twitter*-Konto. Abonnieren Sie den Dienst jetzt gratis unter [www.twitter.com/weltwocheonline](http://www.twitter.com/weltwocheonline)

### Platin-Club

**Spezialangebot:** Expertenreise Kuba mit Erfolgsautor und Kuba-Kenner René Zeyer. Jetzt buchen!  
**Produkt des Monats:** 20% Rabatt auf das Netbook Acer Aspire One 150-BW. Fr. 460.– statt 579.–  
Mehr auf [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





# strellson +





«Die <Chemie> kann matchentscheidend sein»: pensionierter Swissair-Captain Walser. Seite 56

## Interview

### 56 «Es braucht auch Demut»

Crash-Landungen wie die auf dem Hudson River werfen Fragen nach der Flugsicherheit auf. Werner Alex Walser, Ex-Swissair-Captain, beantwortet sie

## Stil & Kultur

### 60 Überlebenstraining Martin Johnson Heade

### 62 Namen Von Auguste Tomasuite bis Meghan McCain

### 63 MvH Meine Baracke

### 64 Im Gespräch Bea Petri, Visagistin und Inhaberin der Schminkbar in Zürich

### 65 Luxus Zeit für Basler Lächerli, Teil I

### 66 Auto Jeep Cherokee 2.8 CRD Limited

### 67 Objekte Massagesessel Panasonic EP30000KU802

### 67 Wein La Legua Crianza 2005 Cigales

### 68 Bestseller

## 68 Hürchen und brutale Luden

Sibylle Lewitscharoffs neuer Roman «Apostoloff» zeigt böse genau die bulgarische Gegenwart

### 70 Jazz Taylor Ho Bynum Sextet

### 70 Film «Der Knochenmann»

### 71 Kunst Tracey Emin

### 72 Doppelpass Folge 16

### 74 Hochzeit Nicole Albert und Christoph Rees

## Autoren in dieser Ausgabe

### Wiglaf Droste



Der Schriftsteller und Satiriker ist mit manchen Talenten gesegnet. Er ist als Journalist und Autor tätig, singt im Spardosen-Terzett und

gibt eine Vierteljahresschrift für Kulinariik heraus. Auf Seite 48 porträtiert er den grossen Kriminalschriftsteller Raymond Chandler, den Schöpfer des Privatdetektivs Philip Marlowe.

### Urs Zulauf



Als ehemaliger Kanzleichef in der Justizvollzugsanstalt Lenzburg weiss Autor Urs Zulauf, wovon er spricht. In seinem Essay kritisiert er auf

Seite 28 die teure und seiner Meinung nach gesetzeswidrige Praxis im Strafvollzug, die den eigentlichen Sinn verfehlt: die Bestrafung der Täter.

[www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

## Online-Dossiers

Alle Artikel zu den Themen:

- Kaspar Villiger
- Bankgeheimnis
- Finanzkrise
- Atomschmuggel
- Affäre Gontard
- Das Soziale Web

finden Sie in unseren Dossiers unter [www.weltwoche.ch/dossier](http://www.weltwoche.ch/dossier)

## Twitter: Sofort merken, was auf Weltwoche online läuft

Der Internet-Kurznachrichtendienst *Twitter* – zu Deutsch etwa «Vogelgezwitscher» – erfreut sich wegen seiner Geschwindigkeit und Interaktivität zunehmender Beliebtheit. Ab sofort schicken wir Ihnen deshalb Hinweise zu ausgewählten Artikeln und exklusiven Online-Inhalten auch via unser *Twitter*-Konto. Abonnieren Sie den Dienst jetzt gratis unter [www.twitter.com/weltwocheonline](http://www.twitter.com/weltwocheonline)

### Platin-Club

**Spezialangebot:** Expertenreise Kuba mit Erfolgsautor und Kuba-Kenner René Zeyer. Jetzt buchen!  
**Produkt des Monats:** 20% Rabatt auf das Netbook Acer Aspire One 150-BW. Fr. 460.– statt 579.–  
Mehr auf [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

Geniessen Sie Dubuffets «Streunende Helden», ohne an Turbulenzen der Finanzmärkte denken zu müssen.

© 2009, Heros Errants Jean Dubuffet/ProLiteris



**ZKB Private Banking** ist die Kunst, Ihr Vermögen nach Ihren Zielen zu vergrössern – und dabei stets Ihre Erwartungen zu übertreffen. Mit exzellentem Know-how und höchstem Engagement ist Ihr persönlicher Banker in allen Belangen für Sie da. Willkommen an der Bahnhofstrasse 9 in Zürich und an ausgewählten Standorten im Wirtschaftsraum Zürich, Telefon +41 (0)44 292 24 00.



# DER SPARSAMSTE LAND ROVER ALLER ZEITEN

MIT NEUER STOP/START-TECHNOLOGIE  
NUR 6,7 L/100 KM\* IN DER ENERGIEEFFIZIENZ-  
KATEGORIE A

Der Freelander 2 überzeugt mit der neuen STOP/START-Technologie. Diese innovative Technik senkt den Treibstoffverbrauch im alltäglichen Verkehr messbar, was sich unmittelbar auf die Energieeffizienz auswirkt. Der Verbrauch wird um 10% reduziert, die CO<sub>2</sub>-Emission um 8%\*\*<sup>†</sup>. Der Freelander 2 spart so nicht nur Geld, sondern auch Ressourcen. Kommen Sie zur Probefahrt, jetzt bei Ihrem Land Rover-Partner.

SONDERMODELL FREELANDER 2  
NEWPORT MIT ZAHLREICHEN  
HOCHWERTIGEN EXTRAS

**JETZT CHF 7'040.-  
SPAREN! \*\*\***



Das exklusive Lederinterieur, das Premium-DVD-Navigationsgerät, die Personal Telephone Integration mit Bluetooth®-Funktion, das Alpine-Soundsystem sowie viele weitere attraktive Ausstattungselemente machen das limitierte Sondermodell Freelander 2

Newport zu einem Fahrzeug, das in seiner Klasse ganz klare Zeichen setzt – besonders auch in der manuell geschalteten Version mit der STOP/START-Technologie. Setzen Sie sich ans ledergefasste Steuer und erleben Sie es selbst.



Ogilvy & Mather

FREELANDER 2 NEWPORT



GO BEYOND

\*Freelander 2, 2.2 TD4\_e\_man (Modelljahr 2010), 152 PS/112 kW, Gesamtverbrauch 6,7 l/100 km, CO<sub>2</sub>-Emission 179 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A. CO<sub>2</sub>-Emission aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge 204 g/km. \*\*Reduktion des Gesamtverbrauchs von 7,5 l/100 km auf 6,7 l/100 km und der CO<sub>2</sub>-Emission von 194 g/km auf 179 g/km. \*\*\*Listenpreis Sondermodell Freelander 2 Newport CHF 55'900.-, Lederinterieur inkl. Lederlenkrad und mit Leder eingefasster Bodenteppiche CHF 3'600.-, Sitzheizung vorn CHF 520.-, Soundsystem Alpine mit RDS-Radio, CD-Spieler und 9 Lautsprechern CHF 1'700.-, DVD-Navigationssystem mit Farb-Touchscreen CHF 3'040.-, Personal Telephone Integration (PTI) System mit Bluetooth®-Funktion CHF 740.-, Park Distance Control hinten CHF 540.-, Aussenspiegel in Wagenfarbe, Einstiegsleisten im Edelmetall-Look und Newport Badge CHF 500.-, Gesamtkosten der Extras CHF 10'640.-, Kundenvorteil CHF 7'040.-, Angebot gültig solange Vorrat.

## Lob des Filzes

Von Max Frenkel — Im politischen Vokabular gilt «Filz» als Schimpfwort. Doch er hat auch eine Kehrseite: So pflegte der Wirtschaftsfilz eine gewisse heute fehlende Ethik.



*Macht der Beziehungen:* UBS-Präsidenten Kaspar Villiger (r.) und Peter Kurer.

**F**ilz ist eigentlich etwas Gutes. Er gibt warm. Allerdings beschränkt sich dabei der textile Filz, anders als der menschliche, auf andere. Aber Filz, menschlichen Filz, gibt es als Bevorzugung der Angehörigen des eigenen Beziehungsnetzes überall. Vom Dorf bis zur Grossstadt. Weil jedoch Zürich die Wirtschaftsmetropole der Schweiz ist, ist es auch der zürcherische Filz, verkörpert durch die alten Familien vom Zürichberg, der besonders im Schussfeld der Kritik steht.

Dazu ein kleiner Exkurs in die Parteipolitik: Wer sich heute etwa an einer schweizerischen Delegiertenversammlung der FDP umhört, wird feststellen, dass «die Zürcher», der Zürcher Filz, universell unbeliebt sind. Sie dürfen zwar noch einen Vizepräsidenten stellen; der allerdings ist ein Glarner (Ruedi Noser). Und die UBS, die in Zeiten des Erfolgs immer als Basler Bank gehandelt wurde, ist jetzt plötzlich wieder eine Zürcher Bank.

Der Zürcher Freisinn, der bis zur Affäre Kopp die schweizerische Partei geprägt hatte, ist – nicht ganz ohne Mitschuld – zum Paria geworden, auch wenn das natürlich niemand so sagt. Aber letztlich hat sich die Partei damit vor allem selber geschadet. Denn seit dem Sturz des Zürcher Filzes geht es auch mit der FDP kontinuierlich abwärts. Und in Zürich haben die Bürokraten und die Beliebigen das

Ruder der Partei übernommen, mit dem gleichen Ergebnis.

Es wäre jedoch ein Irrtum zu glauben, politischer Filz sei bürgerlicher Filz. Es gibt auch den roten Filz, verkörpert etwa durch SBB-Konzernchef Benedikt Weibel, Eisenbahnergewerkschafter und Ständerat Ernst Leuenberger sowie Postchef Ulrich Gygi, alle drei seinerzeit Assistenten am Betriebswirtschaftlichen Institut der Universität Bern. Allerdings für die SP, welche die Luftherrschaft in Dingen der Sprache hat (allerdings nicht mehr in der realen Politik), ist das wohl nicht Filz, sondern Service public.

### Man nimmt, was man kennt

Damit zurück zur Rolle des Filzes in der Schweiz ganz allgemein: Diese ist ohne Filz gar nicht funktionsfähig. Denn was wird mit diesem Wort umschrieben? Diese selbstverständliche Tatsache, dass Menschen bei der Auswahl anderer Menschen für irgendwelche Funktionen die bevorzugen, die sie kennen. Sollten sie denn, bei gleicher Qualifikation, jene bevorzugen, die sie nicht kennen? Und weil angesichts der starken Konzentration der Wirtschaft auf den Raum Zürich dort besonders viele Führungskräfte gesucht werden, ist es auch der Zürcher Filz – und nicht etwa der fast noch stärker vernetzte bernische oder genfer-

rische –, der hier das Sagen hat. – Im Staat ist es das Milizsystem mit seinem grossen Bedarf an zudem sehr häufig ehrenamtlichen Funktionsträgern, das nach Rekrutierungsnetzen, und solche sind nicht zuletzt die Parteien, geradezu schreit. Filz ist die Kehrseite der Medaille Milizsystem.

Unproblematisch ist das natürlich nicht. Das Wort von den «gleichen Qualifikationen» ist leicht in den Mund genommen. Denn viele, die in der Wirtschaft zur Auswahl berufen sind, haben entweder nicht das Rückgrat, trotz persönlichen Beziehungen sachlich zu bleiben, oder sie verfolgen eigennützige Ziele, indem zum Beispiel exekutive Chefs gerade etwa von Grossbanken und Chemiekonzernen die Mitglieder «ihrer» Verwaltungsräte in deren Funktionen einsetzen, weil und solange sie sich den persönlichen Interessen ihrer Paten nicht widersetzen. Aber auch hier gibt es nur wenige staatliche Regeln, die etwas an der Ausgangslage ändern können. Transparenz und vermehrte Mitspracherechte der Aktionäre gehören etwa dazu. Die Einsitznahme vereinzelter Staatsvertreter und damit meist Beamter in den Verwaltungsräten kaum, wie das Beispiel der Swissair lehrte. Hier ist es ebenfalls die zuweilen und gerade heute wieder schmerzhaft Selbstregulierungskraft des Marktes, auf die man besser abstellt.

Der Filz der «alten Familien» hat oder hatte aber auch noch eine andere positive Seite, derer man sich erst heute wieder bewusst wird. Sicher standen am Anfang der Familiengeschichte häufig Raubritter. Klassische Beispiele finden wir in den USA, die Rockefellers etwa und die Vanderbilts. Aber die Generationen zivilisierten sich und pflegten ethische Grundsätze, welche den Os und den Vs von heute, die nicht mehr aus diesem Milieu stammen, abgehen. Die Direktionspräsidenten bis in die achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts – CEOs gab es in der auch sprachlich selbstbewussten Schweiz damals noch nicht – hatten aus ihrer Kinderstube solide Vorstellungen mitgebracht, was sich gerade in finanziellen Dingen gehört und was nicht. Und sie wussten auch, dass sich selbst ein ökonomischer Halb-gott ins Milizsystem einzubringen hat, in der Armee etwa, wie alle andern, die eine nachgefragte Fähigkeit besitzen.

Allerdings, heute ist auch die Prinzipientreue der Wirtschaftskapitäne aus diesen Kreisen nicht mehr über jeden Zweifel erhaben. Auf der einen Seite ist noch mehr Reichtum schön. Auf der andern ist der Verweis darauf, dass «die andern» ja auch rafften und dass man sonst als minder geschätzt gelten könnte als jene, eine bequeme Ausrede, traditionsreichen Anstand über Bord zu werfen.

Nein, nicht der Filz ist das wirkliche Problem der Schweiz. Das sich wie eine Krankheit ausbreitende Ethikdefizit der «Globalisier-ten» ist es.



## In der Krise wählt man nicht links

Von Markus Somm — Die SP hat erneut Wahlen verloren. Trotz Rezession, wundert sie sich. Doch warum sollte die Partei eigentlich vom allgemeinen Malaise profitieren? Schon ihr Säulenheiliger Karl Marx hoffte vergebens darauf, dass Furcht die Menschen dem Sozialismus zutriebe.



Kommt «noch» zu wenig an : SP-Präsident Christian Levrat.



Neue SP-Wähler? Arbeitslose 1936 auf dem Zürcher Platzspitz.

In den kantonalen Wahlen im Aargau und in Solothurn vom vergangenen Wochenende ist die SP abermals eingebrochen. In beiden Kantonen verlor sie rund vier Prozent. Das Ergebnis traf die Partei unvorbereitet und schwer. Nach der kolossalen Niederlage in den Nationalratswahlen (minus neun Sitze) hatte man gehofft, ja insgeheim erwartet, wieder einmal gut abzuschneiden. Hörte man sich diese Woche im Bundeshaus bei Sozialdemokraten um, überwog Ratlosigkeit. Verdattert und ungläubig fragten sie sich, warum ihre Partei inmitten der Wirtschaftskrise bei den Wählern nicht ankam. Dabei, so wurde geklagt, habe man doch so gute Vorschläge gemacht und sei auf allen Kanälen zu sehen gewesen. «Wahrscheinlich», sagt ein Nationalrat, «ist die Krise noch nicht in den Köpfen angekommen.» Eben erst habe man den CEO der Swiss, Christoph Franz, getroffen und bei dieser Gelegenheit erfahren,

dass die Geschäftsflüge zwar stark zurückgegangen seien, die Tourismusflüge dagegen kaum. «Die Leute merken es noch nicht im Portemonnaie.» Ist dies erst der Fall, diese Erwartung schwingt mit, dann schlägt die Stunde der Sozialdemokraten.

Tatsächlich gehen auch viele Beobachter und Experten davon aus, dass die SP, die sich als die Partei des sozialen Ausgleichs sieht, in der Wirtschaftskrise zulegen müsste. Wenn Arbeitsplätze eingehen und die Leute verarmen, dann blüht die SP. Von einem «Muster» sprach der *Tages-Anzeiger*. Drei vom Newsnetz der Zeitung befragte Politologen «schliessen nicht aus, dass sich bei einer weiteren Verschärfung der Wirtschaftskrise die Wähler doch wieder verstärkt der SP zuwenden». Die Wissenschaftler verwenden auffällig oft das Wort «noch»: «Noch» komme Parteipräsident Christian Levrat zu wenig an, «noch» habe die

SP zu wenig Zeit gehabt, «noch» nähmen viele Wähler die Partei nicht als «Kraft mit neuen Konzepten» wahr. Offensichtlich genießt die Partei bei ihnen noch viel Sympathie.

### Krisengewinnler?

Doch trifft es zu, dass die Linke in Zeiten der Krise zulegt, als wäre es ein Naturgesetz? Das Gegenteil ist wahr, wie die über hundertjährige Geschichte der Partei belegt: Gute Zeiten sind gut für die SP, in der Hochkonjunktur wächst sie, während sie in Rezession und Depression fast immer Wähler verliert und einbricht. Seit ihrer Gründung im Jahr 1888 hat die Partei wohl nur einmal, 1975, von einer Rezession profitiert, und selbst dann nur geringfügig. In den Nationalratswahlen wuchs ihr Wähleranteil um zwei Prozent, und sie stieg zur stärksten Partei auf. Es war eine überaus scharfe Rezession, die Ende 1974 die Schweiz

(und die Welt) erfasste: Nachdem die Wirtschaft des Westens seit dem Zweiten Weltkrieg fast ununterbrochen gewachsen war, sackte sie plötzlich zusammen, nicht zuletzt wegen des Öl-Lieferstopps der Organisation erdölexportierender Länder (Opec). In der Schweiz ging das Bruttoinlandprodukt in bloss einem Jahr um 6,7 Prozent zurück! Die SP legte zu, aber auch die damalige unbestrittene Wirtschaftspartei FDP. So gut wie alle waren Krisengewinnler, bloss eine gemütliche Bauernpartei namens SVP machte ihr schlechtestes Ergebnis und rutschte unter zehn Prozent.

Eindeutiger ist der umgekehrte Befund: 1919, als das erste Mal gemäss dem Proporz gewählt wurde, kam die SP auf 23,5 Prozent. Schon dieses auf den ersten Blick stolze Ergebnis war eine Enttäuschung, denn 1917, mitten im Ersten Weltkrieg, hatte die Partei mit 30,8 Prozent ihr bestes Ergebnis aller Zeiten erzielt. Da der Krieg dermassen besondere Bedingungen bot, ist es schwer, aus diesem Resultat Schlüsse zu ziehen. 1919, kurz nach dem Krieg, war bereits die Wirtschaftskrise spürbar, die sich bald verschärfte. 1922 waren über 66 000 Leute arbeitslos, was für Schweizer Verhältnisse ein einzigartiger Rekord war. Im gleichen Jahr wurde das eidgenössische Parlament neu bestellt, und die SP, die schon damals auf die «Verelendung» der Massen setzte, die diese für den «Sozialismus» bereitmachen sollte, stagnierte (minus 0,2 Prozent).

### Aufstieg – nach der Depression

Erst als die Konjunktur anzog und die kurzen goldenen zwanziger Jahre einsetzten, kamen auch für die SP goldene Zeiten: Wahl für Wahl gewann sie, am meisten in den Zeiten zwischen 1925 und 1928. Zwar brach 1929 die Weltwirtschaftskrise aus, und die SP legte 1931 ebenfalls zu, doch hatte die Grosse Depression die Schweiz bis 1931 wenig getroffen. Vielleicht nützte der Partei die anrollende Krise, das ist nicht auszuschliessen, doch 1935, als der Einbruch tatsächlich Realität war und über 80 000 Arbeitslose gezählt wurden, verlor die SP wie-

### Linke Rezepte muss man sich leisten können. Sie laufen meist auf Mehrausgaben hinaus.

der. Ihr unaufhaltsamer Aufstieg setzte im Zweiten Weltkrieg ein. Zu Zeiten, als kaum jemand mehr eine Stelle suchte: 1943 wählten 28,6 Prozent der Schweizer Männer, die an die Urne gegangen waren, die SP, was bis heute ihr bestes Ergebnis unter Proporzbedingungen blieb. 6058 Menschen waren ohne Arbeit.

In den fünfziger Jahren wuchs die Schweizer Wirtschaft fast unablässig. Mit Raten von über fünf Prozent, wie sie seither kaum mehr je erreicht worden sind. In diesen guten Zeiten, wo es den Schweizer Arbeitern so gut wie noch nie

ging, als sie sich den ersten Kühlschrank und eine Waschmaschine leisten konnten und bald mit einem VW-Käfer nach Rimini an den Strand fuhren, in diesen Zeiten, die von den neu-linken 68ern nachher als besonders müffig denunziert wurden, ging es auch der Sozialdemokratischen Partei hervorragend. Ihr Wähleranteil lag stets über 25 Prozent, und in manchen Kantonen war sie die stärkste Partei – wie zum Beispiel im überaus bürgerlichen Kanton Aargau (Grossratswahlen 1953: 33,3 Prozent). Am vergangenen Sonntag, 2009, kam die ehemalige Arbeiterpartei noch auf 15,7 Prozent. Auch in den sechziger Jahren, als gewisse Ökonomen bereits ewiges Wirtschaftswachstum ausriefen und die meisten Leute nicht mehr wussten, was eine Rezession ist, blieb die SP klar über zwanzig Prozent. Sie war wohl etwas bieder, ihre Parteitage so langweilig wie bei den Bürgerlichen, aber der Wähleranteil war stabil hoch. 1968, als an den Universitäten langhaarige Kinder oft bürgerlicher Eltern mit ernster Miene die Krise des Spätkapitalismus diagnostizierten, meldeten die Schweizer Arbeitsämter 303 Arbeitslose. Wahlen verlor die SP damals nicht.

### Verelendungstheorien

Dass die Linke von Wirtschaftskrisen profitiert, ist eine Legende, die wohl auf Karl Marx zurückgeht. Der glänzende Ökonom, der es mit der Empirie nicht immer so genau nahm, wenn er die Zukunft des Kapitalismus beschrieb, war überzeugt, dass Krisen schliesslich den Sozialismus gleichsam automatisch herbeiführen würden. Mit seinem Freund Friedrich Engels durchforschte er jeden Morgen die Zeitungen nach Krisensymptomen und wunderte sich schon damals, wenn der Erfolg der Arbeiterbewegung sich nicht nach der Konjunktur zu richten schien. Das Ende des Kapitalismus, mit dem er fest rechnete, liess auf sich warten.

Warum wählen die Leute in Wirtschaftskrisen nicht links? Linke Rezepte muss man sich leisten können. Meistens laufen sie auf Mehrausgaben des Staates hinaus, instinktiv glauben die Wähler zu wissen, dass in schweren Zeiten das Geld eher knapp wird. Hinzu kommt: Wirtschaftskompetenz traute man linken Parteien noch nie zu. Weil ihre Vertreter meistens wenig Erfahrung im privaten Sektor vorweisen können. Vielleicht hält man Linke für gute Beamten oder Lehrer, Richter und Journalisten, als Unternehmer fallen sie seltener auf. Selbst wenn einstige Wirtschaftsparteien wie die FDP eingehen (im Aargau erneut minus vier Prozent), wenden sich die Wähler noch lange nicht vermehrt nach links. Vielleicht legt die SP irgendwann wieder einmal zu. Aber dann geschieht dies aus anderen Gründen: Von der Wirtschaftskrise kann sie sich wenig erhoffen – wenn sie die eigene Geschichte ernst nimmt. ○

## Parteien

### Bumerang

#### Die BDP ist eine Gefahr – nicht für die SVP, sondern für FDP und CVP.

Das Behagen war so intensiv, wie nur Schadenfreude sein kann. Als sich einige Berner SVP-Magistraten mit lautem Getöse von der Schweizerischen Volkspartei (SVP) trennten und mit den unbeständigen Bündnern die Bürgerlich-Demokratische Partei (BDP) gründeten, klatschten die vereinigten Feinde der SVP. Sie sahen die stärkste Partei auf dem direkten Weg in den Niedergang. Die Mitteparteien FDP und CVP meinten, die Spaltung der dominierenden bürgerlichen Partei lindere den permanenten Druck von rechts und bringe ihnen altes Wählerglück zurück.

Eingetreten ist das genaue Gegenteil. Die BDP beschädigt, wo sie antritt, mal die Linke (in Glarus) und meist die am Boden liegenden Zentrumsparteien. Drei Prozent der Aargauer Wähler hat die neue Kraft am letzten Wochenende an sich binden können. Allerdings schnellte die bereits führende SVP von 30,3 auf den historischen Höchststand von 31,9 Prozent. Verloren haben CVP und FDP, beide massiv. Die kleine BDP saust als Bumerang in die Mitte.

Nachdenkern war schon immer klar, dass die neue Partei nicht die Alternative zur SVP, sondern nur eine weitere Anti-SVP-Partei ist. Für jedermann sichtbar wurde dies vor den Stadtberner Wahlen im letzten November. Die politische Analyse der Kandidaten durch «smartvote» ergab, dass die BDP sich weit ausserhalb der Domäne der SVP in der Mitte der Mitte positioniert. FDP, CVP und BDP agierten auf deckungsgleichen Feldern halblinks, halbrechts. Das Ergebnis spiegelte diesen Befund: Die BDP gewann auf Kosten des Freisinns, der auf einen Schlag ein Drittel seiner Wähler einbüsste, und schloss sich im Parlament mit der kleineren CVP zusammen. Was die SVP in Bern verlor, wanderte zur Jimi-Hofer-Partei, der echten Konkurrenz von rechts.

Die kurze Freude über die herbeigesehnte Schwächung der SVP macht bei den beschädigten Mitteparteien grösserer Besorgnis Platz. Für einen CVP-Nationalrat ist die BDP bereits nichts anderes mehr als «ein Reizwort» und das grosse Ärgernis: «Die Gründung dieser Partei war die dümmste Dummheit der Berner SVP-Clique um Samuel Schmid.» *Urs Paul Engeler*



# Risikofaktor Gerichtspsychiatrie

Von Alex Baur und Peter Hostenstein — Der geständige Sexualmörder von Baden war einschlägig vorbestraft. Kurz vor der Bluttat sollte er in eine Therapie. Die Verantwortung für seine Freilassung trägt letztlich die Psychiatrie.



Das Opfer: Lucie Trezzini, 16, Au-pair.



Der Tatort: In dieser Dachwohnung bei Baden tötete Daniel H. sein Opfer bestialisch.

Am 24. Februar 2009 verlor Daniel H. seine Stelle. Zwei Tage später, am 26. Februar, meldete sein Bewährungshelfer der Aargauer Strafvollzugsbehörde den Rückfall des 25-Jährigen in die Kokainsucht. Am 3. März hätte sich der junge Mann bei der «Klinik für Suchtmedizin» in Neuenhof für eine stationäre Therapie melden sollen. Daniel H. kam viel zu spät, angeblich weil er die Adresse nicht finden konnte. Der Termin für den Therapieantritt wurde um eine Woche verschoben. Es war eine Woche zu viel. Einen Tag nachdem er bei der Klinik in Neuenhof vorgesprochen hatte, in der Nacht vom 4. auf den 5. März, lockte er die 16-jährige Lucie Trezzini in seine Wohnung bei Baden und tötete sie bestialisch.

## Im Blutrausch

Hat die Vollzugsbehörde versagt? Man war gewarnt. Der mittlerweile eingestandene Mord an Lucie trägt die gleiche Handschrift wie jener Vorfall, der sich am 27. Mai 2003 in einer Waldhütte bei Berikon AG zugetragen hatte. Damals lockte der knapp 20-jährige Daniel H. eine flüchtige Bekannte unter einem Vorwand in den Wald. Unter dem Einfluss von Kokain fiel er unvermittelt über die junge Frau her, würgte sie und schlug mit einem mitgebrachten Schlagring, den er unter einem Handschuh versteckt hatte, auf sie ein. Das Opfer

überlebte die offenbar geplante sadistische Sexattacke, weil es sich totstellte. Auch damals hatte H. kurz zuvor seine Stelle verloren.

Fairerweise muss man den Vollzugsbehörden zugestehen, dass sie alles unternahmen, was in ihrer Macht stand. Nach knapp vier Jahren, sechs Tage vor seiner offiziellen Entlassung aus der Arbeitserziehungsanstalt, wurde er auf freien Fuss gesetzt. Dank der «vorzeitigen» Entlassung auf Bewährung konnte die Behörde Daniel H. Auflagen machen. Im Vollzug soll er sich vorbildlich entwickelt haben. Trotzdem wurde die Bewährungsfrist gemäss den Empfehlungen der Anstalt auf die gesetzlich mögliche Maximaldauer von drei Jahren festgelegt. In dieser Zeit musste H. regelmässig zur Therapie und zum Drogentest. Bei einem Rückfall in die Sucht konnte man ihn in den Vollzug zurückversetzen. Mehr lässt das Gesetz nicht zu.

Hat das Bezirksgericht Bremgarten versagt, weil es den jungen Täter trotz einer Anklage wegen versuchter Tötung statt ins Zuchthaus für maximal vier Jahre in die Arbeitserziehungsanstalt schickte? Den Richtern blieb gar nichts anderes übrig. Auch die Staatsanwaltschaft hatte aufgrund eines psychiatrischen Gutachtens der Klinik Königsfelden diese Massnahme empfohlen. Denn der Befund der Sachverständigen ist bindend für die Justiz,

sie kann sich nicht einfach über ihre Diagnose hinwegsetzen. Die Psychiater waren zum Schluss gekommen, Daniel H. sei therapierbar. Falls die Justiz daran zweifelte, konnte sie höchstens ein Obergutachten einholen.

Die Kernfrage lautet daher klar: Hat die Gerichtspsychiatrie versagt? Für eine Antwort ist es zu früh. Allerdings weist einiges darauf hin, dass es dem Täter gelungen sein könnte, den Gerichtspsychiater über seine wirklichen (sprich sadistischen) Beweggründe hinwegzutäuschen. Solche Fälle hat es – gerade bei jungen Ersttätern, die Suchtprobleme in den Vordergrund stellen – immer wieder gegeben. Der Verlust der Stelle muss nicht unbedingt eine Folge des Drogenkonsums sein. Das kann auch bedeuten, dass der Täter zur fraglichen Zeit von ganz anderen Obsessionen absorbiert war. Die Gerichtspsychiatrie hat deshalb ausgefeilte Risikoanalysen entwickelt. Ob diese im Fall Daniel H. fachgerecht angewendet wurden, muss jetzt untersucht werden.

Die Gerichtspsychiatrie ist eine relativ junge Wissenschaft, die in der Fachwelt wenig Prestige genießt. Zwar beschäftigte man sich bereits seit dem Anfang des letzten Jahrhunderts mit der Psyche von Straftätern. Doch richtig ernst wurde es mit der Risikoanalyse erst ab dem 1. Januar 1942. Damals wurde in der Schweiz mit einem relativ knappen Stimmen-

mehr von 54 Prozent die Todesstrafe abgeschafft. Statt des Fallbeils hatten Mörder fortan höchstens eine «lebenslängliche» Zuchthausstrafe zu befürchten, was allerdings nie wörtlich gemeint war. Nach spätestens zwei Jahrzehnten waren die meisten von ihnen wieder auf freiem Fuss, sofern sie nicht in die Sicherheitsverwahrung kamen. Und das ging wiederum nur über psychiatrische Gutachten.

Seit 1942 wurden zahlreiche Mörder aus dem Strafvollzug entlassen, ohne dass sie rückfällig geworden wären. Unter ihnen befanden sich prominente Übeltäter wie Ernst Deubelbeiss und Kurt Schürmann, die 1951 in Zürich den Bankier Bannwart entführt und ermordet hatten. Wie so viele schafften die beiden ohne Aufsicht die Rückkehr in ein geordnetes Leben – ohne «deliktorientierte Therapie» und heilsame «let's feel good-Gespräche».

Entgegen einem weitverbreiteten Vorurteil ist der therapieresistente Gewalttäter, der nach einer langjährigen Freiheitsstrafe rückfällig wird, relativ selten. Doch das mediale Interesse konzentriert sich auf diesen Typus. Und das durchaus zu Recht. In einer Mischung von Selbstüberschätzung und ideologischer Verblendung, bisweilen auch aus reiner Bequemlichkeit, hat die forensische Psychiatrie in den letzten Jahrzehnten immer wieder hochgefährliche, untherapierbare Gewalttäter auf freien Fuss gesetzt.

Die Ermordung der 20-jährigen Pfadiführerin Pasquale Brumann vom 30. Oktober 1993 in Zollikerberg brachte die Wende. Wie sich bald herausstellte, befand sich der Täter, der wegen elf Vergewaltigungen und zwei Sexualmorden verurteilte Erich Hauert, zur Tatzeit gerade auf einem Hafturlaub. Sein Therapeut und Gutachter, der Hauert ohne genaue Kenntnis der Vorakten das fatale Unbedenklichkeitsattest ausstellte, hatte nicht einmal Notizen über seine Therapie angefertigt. Seither stehen der Sinn oder Unsinn von Täterthera-

---

## Kein anderer Berufsstand kann sich derart geplättet der Verantwortung entziehen.

---

pien im Strafvollzug und mithin auch die Psychiater und ihre Risikogutachten im Fokus des öffentlichen Interesses.

Seither wird zwischen Therapie und Begutachtung unterschieden. Andererseits wird kein Urteil mehr in einer Gewaltstrafsache gefällt, ohne dass ein psychiatrisches Gutachten über den Täter eingeholt wird. Kein Richter ist mehr bereit, unabhängig von diesen Experten Recht zu sprechen. Die Gutachter haben damit an Macht gewonnen. Aber auch an Verantwortung. Sie bestimmen die Art und Höhe der Bestrafung. Psychiatrische Gutachten sind ausschlaggebend dafür, ob ein Verurteilter nach verbüssteter Strafe wieder freikommt oder aus

der Massnahme der Verwahrung in den normalen Strafvollzug versetzt wird.

Konfrontiert man psychiatrische Gerichtsgutachter mit dem Einwand, dass sie mit ihrer Expertentätigkeit längst die Richterrolle übernommen haben, weil sie die Urteile vorspüren und bis zur Entlassung der Täter jeden Schritt entscheidend beeinflussen, erhält man immer



Der Täter: Daniel H., 25, arbeitsloser Koch.

dieselbe Antwort: «Wir liefern nur die Entscheidungsgrundlagen für ein Urteil, und wir weisen in jedem Gutachten darauf hin, dass es keine einhundertprozentige Sicherheit bezüglich des Rückfallrisikos gibt!» Im Klartext: Keiner will die Verantwortung übernehmen.

Das Restrisiko hat das potenzielle Opfer zu tragen – und nicht der Therapeut und schon gar nicht der psychiatrische Gutachter. Kein anderer Berufsstand kann sich bei einem arbeitsbedingten Super-GAU derart geplättet der Verantwortung entziehen. Doch eine Alternative ist nicht in Sicht. Wollte man jeden, der ein Risiko in sich birgt, lebenslänglich verwahren, müssten Tausende von Menschen weggesperrt werden – darunter auch jene Mehrheit, die nicht rückfällig wird. Und selbst das wäre noch keine absolute Sicherheitsgarantie.

Der Anspruch an die forensische Psychiatrie, mit absoluter Sicherheit entscheiden zu können, ob ein Täter rückfallgefährdet ist, bleibt Wunschdenken. Selbst die modernsten Risikoanalyse- und -beurteilungsinstrumente, die heute zur Verfügung stehen, sind immer nur eine Annäherung an verborgene seelische Abgründe. Aber in den Händen eines spezifisch in der Anwendung und Umsetzung dieser Instrumente geschulten Psychiaters liefern die aus langjähriger Erfahrung entwickelten, hochkomplexen Risikoprognose-Anwendun-

gen eine bemerkenswerte Treffsicherheit.

Das Problem ist vielmehr, dass es in der Schweiz nur wenige Gerichtsgutachter gibt, die diese Techniken auch beherrschen und über die notwendige Begutachtungszeit – oft mehrere Monate – auch einsetzen. Zurzeit gibt es in der Schweiz nur 22 zertifizierte forensische Psychiater, welche die notwendigen Qualifikationen für komplexe Gutachten haben (zum Beispiel für den Umgang mit dem Risikoprognose-Instrument FOTRES). Zehn weitere Psychiater sind derzeit in Ausbildung und sollten bis Ende 2009 zertifiziert werden.

Dass nur wenige Psychiater (lies: studierte Ärzte mit Fachrichtung Psychiatrie) den forensisch-psychiatrischen Ritt auf der Rasierklinge riskieren mögen, ist verständlich. Das hat nicht nur mit fehlendem Prestige zu tun, sondern auch mit einer undankbaren Ausgangslage: Bekannt werden in der Regel nur jene Fälle, bei denen die Prognose versagt. «Der schnellste und sicherste Weg, sich den Ruf zu verderben», sagt ein bekannter Zürcher Psychiater, besteht darin, als Gerichtsgutachter zu arbeiten.

## Zweifelhafte Psychiater-Gutachten

Welche Konsequenzen das Fehlen ausgebildeter Gerichtspychiater hat, zeigt die derzeit stattfindende Risikoüberprüfung sämtlicher verwahrter Straftäter. Seit per 1. Januar 2007 der revidierte Teil des Strafgesetzbuches in Kraft trat, muss nämlich überprüft werden, ob die vor diesem Zeitpunkt verwahrten Straftäter weiterhin verwahrt bleiben oder vom zuständigen Gericht eine andere Vollzugsmassnahme anzuordnen sei. Die dafür angesetzte Frist – Anfang 2008 – ist längst abgelaufen, doch landesweit sind noch zahlreiche Verfahren hängig.

Allein im Kanton Zürich konnten von rund 70 Fällen erst 32 abgeschlossen werden. Elf Straftäter wurden in der Folge aus der Verwahrung entlassen und in eine sogenannte stationäre Massnahme überführt. Darunter auch solche, die nach Einschätzung eines erfahrenen forensischen Psychiaters als nicht therapierbar gelten und ein hohes strukturelles Rückfallrisiko aufweisen.

Tatsächlich sind die neu eingeholten psychiatrischen Gutachten bezüglich der Therapiefähigkeit und Rückfallrisiko-Einschätzung von Gewaltstraftätern in Fachkreisen mitunter höchst umstritten – vor allem, wenn sie eben nicht von ausgewiesenen Experten erstellt worden sind. So stellte Thomas Noll, Vollzugschef der Zürcher Strafanstalt Pöschwies (selbst ein promovierter Arzt/Psychiater und Jurist), gegenüber der NZZ unlängst fest, dass Richter die gesetzlichen Vorgaben mitunter so interpretierten, dass nur schon die kleinste Chance auf therapeutische Erfolge genüge, um eine Verwahrung nach altem Recht in eine stationäre Massnahme umzuwandeln. Man kann nur hoffen, dass sich die Experten nicht irren – denn ein Irrtum ist in dieser Branche tödlich. ○



# Wem die Stunde schlägt

Von Philipp Gut — Das Parlament will die Schweizer, die im Spanischen Bürgerkrieg kämpften, rehabilitieren. Mit fragwürdigen Argumenten.



Täter und Opfer: Schweizer Spanienkämpfer dienten Moskau zu.

Läuft alles nach Plan, segnet der Ständerat am Donnerstag ein Gesetz zur «Rehabilitierung der Schweizer Spanienfreiwilligen» ab. Der Nationalrat hatte ihm bereits Anfang Dezember zugestimmt, «unterstützt» vom Bundesrat. Mit dem neuen Gesetz werden die Urteile gegen jene Söldner aufgehoben, die im Spanischen Bürgerkrieg (1936–1939) auf Seiten der Republikaner kämpften (für die etwa dreissig Freiwilligen, die sich auf der Gegenseite für den Putschgeneral Francisco Franco engagierten, gilt die Rehabilitierung nicht). Der heute noch gültige Artikel 94 des Militärstrafgesetzes verbietet den Bürgern der neutralen Schweiz fremde Militärdienste.

Wenn das Parlament die rechtmässigen Urteile aufhebt, zeugt dies von einem bemerkenswerten Wandel in der Schweizer Politik. Bisher scheiterten ein knappes Dutzend Versuche, die Spanienkämpfer zu rehabilitieren – der erste schon während des Krieges 1937, lanciert vom Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Schweiz (KPS), Marino Bodenmann.

Der Funktionär und Nationalrat verfolgte handfeste Interessen. Die KP warb, wie in anderen Ländern auch, Freiwillige an. 60 Prozent der Schweizer Spanienkämpfer waren Kommunisten. Mehr noch: Die Partei versuchte die Freiwilligen zu disziplinieren und zu kontrol-

lieren. Im August 1937 reiste Bodenmann persönlich ins Kriegsgebiet nach Albacete, um dort unter den Schweizern «aufzuräumen», wie der linke Journalist und Buchautor Ralph Hug schreibt. Bis auf zwei Ausnahmen gingen sämtliche weiteren Bemühungen um eine Rehabilitierung von Kommunisten, Sozialisten und Sozialdemokraten aus.

Das gilt auch für den jüngsten Vorstoss, eine parlamentarische Initiative des St. Galler SP-

## Die Sowjetunion war der einzige Supporter der spanischen Republik.

Nationalrats und Gewerkschafters Paul Rechsteiner. Kommt sie durch (und danach sah es bei Redaktionsschluss am Dienstag aus), würde die jahrelange Lobbyarbeit einer kleinen Gruppe mit Erfolg gekrönt. Rechsteiner hatte bereits 1999 einen ersten Anlauf genommen, um die Urteile gegen die Spanienkämpfer, die «FluchthelferInnen» sowie die «Teilnehmenden an der französischen Résistance» aufzuheben.

Die Zentrale der Rehabilitierungsbewegung liegt in St. Gallen. Federführend ist neben Rechsteiner der erwähnte Ralph Hug, ehemaliger Journalist der *Wochezeitung* und Redaktor beim Schweizerischen Gewerkschafts-

bund. Hug bereitet das Thema in Artikeln und Büchern publizistisch auf, und in seinem «Pressebüro» laufen die Fäden der Interessengemeinschaft Spanienfreiwillige zusammen, die als Hauptziel «die rechtliche Rehabilitierung» der Kämpfer anführt.

Jetzt scheint das Ziel erreicht. Doch es stellt sich die Frage, was die Aufhebung der Urteile aus den dreissiger Jahren des 20. Jahrhunderts bringt. Zumal von den rund 800 Schweizer Spanienfreiwilligen nur noch vereinzelt am Leben sind. Es gehe, sagt denn auch Paul Rechsteiner, «weniger um die Individuen als darum, wofür ihr Einsatz steht». Der Initiativtext fügt zur «Begründung» an, die Schweizer in spanischen Kriegsdiensten hätten «durch ihre Handlungen auch die Freiheit der schweizerischen Demokratie verteidigt». Überdies ist von einem «justiziellen Sonderfall» die Rede, den es zu beenden gelte. Es sei «fällig», dass die Schweiz nachziehe, andere Länder hätten dies längst getan, ergänzt Rechsteiner im Gespräch.

## Bizarre Diskussionen

Parlament und Bundesrat folgten dieser Argumentation. Die Landesregierung hielt in ihrer «Stellungnahme» fest, die Urteile deckten sich «nicht mehr mit dem heutigen Gerechtigkeitsempfinden». Sie teile die Ansicht, «wonach im Lichte unserer demokratischen Grundauffassung und des heutigen geschichtlichen Verständnisses jener Zeit der damalige Kampf für die Demokratie Anerkennung verdient». Die Rehabilitierung der Spanienkämpfer bedeute keine «Kritik am Verhalten der damaligen Behörden». Mit ihr werde das «Verbot des fremden Militärdienstes in keiner Weise in Frage gestellt oder neu gewertet».

Was ist von alldem zu halten? So sympathisch die juristische Geste auf den ersten Blick scheinen mag – die vorgebrachten Argumente überzeugen nicht, in verschiedener Hinsicht. Erstens juristisch: Wie kann man behaupten, das Verbot des fremden Militärdienstes werde «in keiner Weise in Frage gestellt», wenn man Urteile aufhebt, die genau dieses Verbot zur Grundlage haben? Konsequenz wirkt das nicht.

Zudem stellt sich das Problem eines Präjudizes. Weshalb sollten nicht auch verurteilte Söldner im Dienst anderer Staaten rehabilitiert werden? Im Nationalrat sorgte diese Frage für teilweise bizarre Diskussionen. Rechsteiners Initiative sollte auch den Schweizern in der französischen Résistance zugutekommen. Die Mehrheit lehnte das ab. Kurt Fluri (FDP, Solothurn) erklärte im Namen der Rechtskommission: «Es ist zwar so, dass bei den Résistance-Kämpfern das Element des Kampfes für die Demokratie sicher auch eine Rolle gespielt hat, doch hat dort auch eine gewisse Abenteuerlust mitgespielt, also andere Motive als bei den Spanienkämpfern.»

Man staunt ob solcher Geschichtskennntnisse. Wer in Spanien gegen Franco kämpfte, soll sich stärker für die Demokratie engagiert haben, als wer im besetzten Frankreich am Widerstand gegen Hitler teilnahm? Und wer nach Spanien ging, soll partout keine Abenteuerlust verspürt haben? Der zweite Einwand gegen die Rehabilitierung ist grundsätzlicher Natur. Braucht es für die «Anerkennung» der Spanienfreiwilligen wirklich ein neues Gesetz? FDP-Nationalrat Markus Hutter (ZH), dessen Vater Hans in Spanien gekämpft hatte, teilt die Zweifel: «Ich weiss nicht», sagt Hutter, «ob es nicht bessere Wege gegeben hätte als diese parlamentarische Initiative.»

Die dritte kritische Anmerkung ist eine historische. Sie betrifft das Hauptargument, dass die modernen helvetischen Reisläufer in Spanien «auch» die Schweizer «Demokratie verteidigt» hätten. Eine eher kühne Behauptung, zu deren Verständnis der Mythos vom «Antifaschismus» beitragen könnte: die Vorstellung, dass der Kampf auf Seiten der spanischen Republik ein Kampf gegen den Faschismus war. Genährt wurde sie in erster Linie durch die Unterstützung, die Hitler und Mussolini dem Franco-Regime gewährten. Manche Schweizer Spanienkämpfer folgten zweifellos diesem edlen Motiv: Sie wollten dem Nationalsozialismus und dem Faschismus Einhalt gebieten. In der Nationalratsdebatte wies Paul Rechsteiner

darauf hin: Die Schweizer hätten sich «an der Seite von grossen Teilen der spanischen Bevölkerung mit der Waffe in der Hand den Faschisten» entgegengestellt.

Das stimmt, aber es ist nur eine Seite der Medaille. Rechsteiners Votum und überhaupt die Argumentation von Bundesrat und Parlament zeichnen ein unvollständiges Bild vom Spanischen Bürgerkrieg. Historiker haben längst herausgearbeitet, dass auch Stalin die spanischen Schlachtfelder als Testgelände nutzte. Die Sowjetunion war – nicht zuletzt aufgrund der umstrittenen Nichtintervention der westlichen Demokratien England und Frankreich – der einzige Supporter der spanischen Republik. Die Sowjets lieferten Waffen, Berater, Geheimpolitisten.

#### «Satellitenstaat» Stalins

«Am deutlichsten», schreibt Spanienkenner Walther L. Bernecker, «liess sich der sowjetische Einfluss in der republikanischen Armee und in den ihr angeschlossenen, später integrierten Internationalen Brigaden spüren.» In diesen Einheiten kämpften die Schweizer Freiwilligen. Auch sie gerieten unter den Einfluss der von Moskau instruierten Kommissare. Im Standardwerk über die «Combattants suisses en Espagne républicaine» von Nic Ulmi und Peter Huber kann man nachlesen, wie sich die Schweizer in den stalinistischen Überwa-

chungs- und Terrorapparat verstrickten, als Opfer und Täter. Ulmi und Huber haben unter den Schweizern zwölf «politische Kommissare» ausgemacht, die als eine Art «Antenne» des sowjetischen Geheimdienstes NKWD für Überwachung, Indoktrination und den «Kampf gegen die fünfte Kolonne» zuständig waren.

«Die Kaderabteilungen», schreibt Ralph Hug, «produzierten regelmässig Listen von angeblichen Verrätern, Trotzlisten, Oppositionellen und Zersetzungstruppen.» Viele von ihnen wurden eingesperrt oder ermordet. Es sind Fälle belegt, in denen Schweizer Kommunistenkader gegen Landsleute vorgingen. Die Zustände in den Internationalen Brigaden sind wenig dazu angetan, das Bild eines vorbildlichen Einsatzes für «Freiheit» und «Demokratie» zu festigen. Abgesehen davon, dass zweifelhaft bleibt, ob Spanien im Falle eines Sieges der republikanischen Truppen eine Demokratie geblieben wäre. Der berühmte Historiker François Furet urteilt, dass das Land möglicherweise zu einem «Satellitenstaat» Stalins geworden wäre.

Dass das Schweizer Parlament der Rehabilitierung der Spanienfreiwilligen zustimmt, kann als Hinweis gewertet werden, dass die bürgerliche Mehrheit die Paradigmen linker Geschichtspolitik weitgehend übernommen hat. ○

# Optima Das Abo, das sich Ihrem Leben anpasst



1.–

**Sony Ericsson C902**

Optima 30/24 Monate  
30 Min./Monat inklusive

Ohne Preisplan 549.–

HSDPA

**CHF 50.–**  
online sparen  
[orange.ch/shop](http://orange.ch/shop)



1.–

**Sony Ericsson W705**

Optima 100/24 Monate  
100 Min./Monat inklusive

Ohne Preisplan 549.–

HSDPA

Preis inkl. MwSt. Angebot gültig bei Neuabschluss von Optima 30 für 24 Mt. (CHF 25.–/Mt.) oder Optima 100 für 24 Mt. (CHF 42.–/Mt.). Exkl. SIM-Karte CHF 40.–. Solange Vorrat. Weitere Informationen finden Sie auf [orange.ch/optima](http://orange.ch/optima)







# WENN ER IHREM NACHBARN NICHT GEFÄLLT, HABEN WIR ALLES RICHTIG GEMACHT.

Wir alle sind verschieden. Warum sollen wir dann die gleichen Autos fahren?

In jedem 6- und 8-Zylinder-Motor von Infiniti steckt jetzt eine neue Kraft:

Inspired Performance. Ein Gefühl, das vielleicht nicht jeder mag –  
aber Sie sind ja auch nicht jeder.

Der neue Infiniti FX, EX37, G37 und das G37 Coupé.

**Entdecken Sie den Unterschied.**

[www.infiniti.ch](http://www.infiniti.ch)

+41 (0) 43 495 92 92

Infiniti is made in Japan.



**INFINITI®**

Inspired Performance



# Kuschel-Offensive

Von *Andreas Güntert und Karin Kofler* — Mit Harddiscounter Lidl drängt ein weiterer Preis-Rambo ins Land. Sein Image will er mit Charme und guten Manieren aufpolieren.



*Alles so schön bunt hier:* Lidl-Discounter.

Ulrich Dalibor ist ein linkes Urgestein, ein Gewerkschafter mit dreissig Jahren Erfahrung. Mit der mächtigen deutschen Arbeitnehmerorganisation Verdi im Rücken zieht er fast täglich in den Kampf gegen die Harddiscounter. Aber eines blieb dem Leiter der Fachgruppe Einzelhandel bis heute verwehrt: dem Chef von Lidl persönlich zu begegnen. Seine Schweizer Kollegen von der Unia hatten das Vergnügen, noch bevor Lidl in der Schweiz überhaupt einen einzigen Laden in Betrieb hatte. «Da kann ich nur gratulieren. Mit uns verweigert Lidl jedes Gespräch», sagt Dalibor.

Zweimal kamen die Unia-Vertreter mit Lidl-Schweiz-Chef Andreas Pohl zusammen – einmal in Bern und letzte Woche in Zürich. Noch blieben konkrete Resultate aus, aber immerhin: Die Lidl-Führung will ihr Lohnsystem auf Drängen der Gewerkschafter bis Ende März nochmals überdenken, selbst ein Gesamtarbeitsvertrag ist nicht völlig vom Tisch. Für den verschwiegenen Milliardenkonzern ist das schon eine ganze Menge: «Ich mache mir gar keine Illusionen, aber dass Lidl überhaupt gesprächsbereit ist, überrascht mich positiv», sagt Unia-Mann Robert Schwarzer.

Verwunderlich ist auch sonst einiges an Lidl's Schweiz-Annäherung. Nächste Woche eröffnet der fünftgrösste Händler Europas die ersten dreizehn Filialen. Wer erwartet hatte, dass

Lidl als teutonischer Preis-Rambo auftritt, sieht sich getäuscht. Statt von günstigen Preisen redet das Management von Lidl Schweiz lieber über tierfreundliche Haltung, Bio und Servicequalität.

Mehr als fünf Jahre brauchte Lidl von der Schweizer Firmengründung bis zum Start, Aldi Suisse schaffte das in sechzehn Monaten: «Normalerweise legt Lidl in weniger als einem Jahr los», weiss Wolfgang Twardawa vom Marktforschungsinstitut GfK in Nürnberg. Für den Detailhandelsspezialisten deutet die lange Vorbereitungszeit darauf hin, dass die Deutschen echte Marktforschung betrieben haben, um für die Schweiz gerüstet zu sein – auch das ein Novum.

## Edles für Angestellte

Früher hiess die Erfolgsformel für die Eroberung neuer Märkte «Copy and Paste»: Eiligst Filialen hochziehen, Standardsortimente in die Regale drücken. Der kleine Nachbarstaat Schweiz wird demgegenüber fast schon mit Fantasie aufgerollt. Kunden dürfen sich auf Labels wie «Suisse Garantie» und «BTS» (besonders tierfreundliche Stallhaltung) freuen. Beim Eidgenössischen Institut für Geistiges Eigentum liess Lidl die Eigenmarke «Pro Regio» schützen: «Wir bieten verschiedene Produkte aus der Region», bestätigt die Ge-

schäftsleitung Lidl Schweiz. Auch das eine Lidl-Neuheit. Für die Schweizer Filialen mussten die Lidl-Giebeldächer einer moderneren Pultdachvariante weichen, wie die Geschäftsleitung bestätigt: «Lidl Schweiz ist sich der hohen Ansprüche der Schweizerinnen und Schweizer in Bezug auf Qualität bewusst und hat dies auf verschiedenen Ebenen umgesetzt. Dies äussert sich einerseits in der Bauweise der Filialen, andererseits auch in einem neuen Beleuchtungskonzept, welches innerhalb der Filialen zum Tragen kommt.» Zudem dürfen die Schweizer Lidl-Angestellten als Erste neue, edlere Poloshirts tragen.

## Aus purer Not

Warum diese fast schon anbietende Art für einen Markt, der im Milliardenimperium Lidl von kleiner Bedeutung ist? «Lidl geht in der Schweiz wohl behutsamer ans Werk, weil hier die dominanten Konkurrenten Migros und Coop quasi «Volkseigentum» sind. Würde sich Lidl als knallharte deutsche Eingriffsmacht positionieren, stünde man so konträr zu all den positiven Eigenschaften, die der Eidgenosse «seiner» Migros und «seinem» Coop zuschreibt», sagt Matthias Queck, Discount-Analyst beim Frankfurter Detailhandelsforschungsunternehmen Planet Retail.

Es gibt aber noch einen anderen Grund für Lidl's Kuschel-Offensive: nämlich die pure Not. Sogar im «Geiz-ist-geil-Land» Deutschland beginnen die Konsumenten das System «billig» zu hinterfragen. Themen wie Nachhaltigkeit und soziale Verantwortung rücken in den Vordergrund. «Das wird sich auch in der Wirtschaftskrise nicht ändern», ist Wolfgang Twardawa überzeugt. Lidl aber hat genau in diesem Bereich einen miserablen Ruf. Schon Verdis «Schwarzbuch», das die Kehrseite der billigen Preise und den unzimperlichen Umgang Lidl's mit den Mitarbeitern aufzeigte, rückte das Unternehmen in ein schiefes Licht. Dann kam heraus, dass der Discounter seine Angestellten systematisch bespitzeln liess. Mit einer massiven Imagekampagne gab das Management in Deutschland Gegensteuer. In der Schweiz setzt der skandalgeschüttelte Konzern von Anfang an auf die Karte Charme. Verdi-Vertreter Ulrich Dalibor traut Lidl nicht recht über den Weg: «Ich hoffe, das ist mehr als nur ein PR-Gag.»

Einen seiner grössten Trümpfe hält der Lebensmittelriese indes noch zurück. Er muss zeigen, dass er Preise anbieten kann, die Denner, Coop und Migros weh tun. Und in den Wochen nach der Eröffnung muss Lidl den Beweis antreten, dass er es ernst meint mit den Nettigkeiten und fairen Leistungen für Personal und Lieferanten. So sieht es auch Discount-Analyst Queck: «Natürlich steht letztendlich der Preis im Vordergrund, aber Lidl weiss, dass allein damit dauerhaft kein guter Eindruck zu machen ist.»



## Ein Doerig für alle Fälle

Von René Lüchinger — Mit Hans-Ueli Doerig wird ein Mann Präsident der Credit Suisse, der stets im Windschatten von Rainer E. Gut agiert hat – auch während der Swissair-Krise.



Rückwärts in die Zukunft: Credit-Suisse-Präsident Hans-Ueli Doerig.

Es war im Jahre 1987, kurz nach dem Börsen-crash, als Hans-Ulrich Doerig in New York in einer weissen Stretchlimousine sass, neben sich einen gutgelaunten Rainer E. Gut, und der Präsident Gut sprach zu seinem Generaldirektor Doerig: Ab jetzt sei «only the sky the limit». Der Grund für die allseits gute Laune: CS-Präsident Gut hatte gerade 300 Millionen Dollar in die Investmentbank First Boston gesteckt, den Aktienanteil seiner Credit Suisse auf 44 Prozent hochgetrieben und damit seine Ambitionen, als erster Europäer eine bestimmende Rolle im US-Investmentbanking zu spielen, auf eindrückliche Art unterstrichen.

Und wie so oft, wenn sich Dramatisches tat in der Bank des Zürcher Grosskapitals, sass der gemütliche, Pfeife rauchende Appenzeller Doerig im Zentrum des Geschehens. Und jetzt, im 69. Lebensjahr, wird der in einem Schaltjahr Geborene CS-Präsident. Beerbt auf diesem Wege seinen Mentor Gut. Auch für Doerig gilt wohl: «The sky is the limit».

Ohne Gut gäbe es keinen CS-Präsidenten Doerig. Und dies ist in einem tieferen Sinne durchaus folgerichtig. Als die Bank, die damals noch Kreditanstalt hiess, im Jahre 1977 durch den sogenannten Chiasso-Skandal erschüttert wurde und neues, unbelastetes Führungspersonal benötigte, stieg Gut zum Sprecher der Generaldirektion und Doerig zum

Direktor Emissionsgeschäft und Unternehmensfinanzierung auf. Am 5. Januar 1993, als Rainer E. Gut am Paradeplatz in seinem Büro sass und auf den Bescheid aus Bern wartete, ob seine Bank anstelle der rivalisierenden SBG die Schweizerische Volksbank (SVB) übernehmen könne, sass Doerig neben ihm und fieberte mit. Im Juni 1996, als sich Rainer E. Gut mit Josef Ackermann, seinem operativen Nachfolger Nummer eins, überwarf, stand ihm Doerig freundschaftlich zur Seite. Ein Wochenende lang überlegte der Appenzeller, dann entsprach er dem Wunsch des Mentors, den verwaisten CEO-Posten der Bank zu übernehmen. Zumindest so lange, bis Guts Wunschkandidat, Lukas Mühlemann, dieses Amt übernehmen konnte.

### Schulter an Schulter

Doerig entwickelte sich zum getreuesten Zudiener seines Herrn. Als 1997 die Investmentbank CS First Boston in Trouble geriet, liess er sich als Chairman einspannen. Und als Lukas Mühlemann, Guts Nachfolger Nummer zwei, insbesondere wegen seines Engagements als Swissair-Verwaltungsrat zunehmend in Bedrängnis geriet, kämpfte Doerig ein letztes Mal Schulter an Schulter mit seinem Mentor Rainer E. Gut. In den Wochen nach 9/11 ging es um weit mehr als um die Personalie Mühle-

mann. Der ungebremste Sinkflug der Swissair drohte das involvierte Spitzenpersonal rund um die Bank mit in den Abgrund zu reissen. Ulrich Bremi, Weggefährte Guts, wurde Ende September 2001 aufgeboten, die Airline zu rekapitalisieren, und Doerig wurde ihm als CS-Vertreter zur Seite gestellt. Diese Aktion scheiterte zwar, aber Hans-Ulrich Doerig gab angesichts der Handlungsunfähigkeit Mühlemanns das Dossier Swissair bei der Bank fortan nicht mehr aus der Hand. Während die Konkurrenz der Basler UBS beim Auskauf der Crossair aus dem taumelnden Swissair-Konzern die Federführung übernahm und rund um das Grounding sich mit massiver öffentlicher Kritik konfrontiert sah, baute Doerig still und leise Risikopositionen gegenüber der Airline in den eigenen Büchern ab.

Gut wie auch Mühlemann waren tief in die Geschicke der Swissair involviert. Und während der Bankchef sich davon nicht mehr erholte – er wurde 2002 an der Spitze der Bank durch Oswald Grübel ersetzt –, nahm Rainer E. Gut ein letztes Mal Einfluss: Er präsierte das Gremium, welches den Verwaltungsrat der Nachfolge-Airline Swiss bestücken sollte; er war es, der mit Amag-Gründer Walter Haefner einen ersten privaten Investor für die Swiss auftrat und damit das Eis brach; und er war es schliesslich, der Peter Forstmoser am 7. Dezember 2001 an die letzte Generalversammlung der Crossair nach Basel entsandte, um mit den Aktienstimmen der Banken im Rücken einen Swiss-Präsidenten namens Moritz Suter zu verhindern.

### Totaler Durchmarsch

Dieser Aktivismus der CS-Kämpen Gut und Doerig diente noch einem ganz anderen Ziel: den totalen Durchmarsch des Tandems Marcel Ospel/Moritz Suter bei der Neuordnung der Schweizer Luftfahrt nach dem Grounding der Swissair zu vereiteln. Dies gelang auch deshalb, weil nach anfänglicher Skepsis plötzlich auch Bundesrat Kaspar Villiger für eine Staatsbeteiligung an der neuen Airline einstand.

Die jüngsten Personalrochaden rund um CS, UBS und Schweizer Rück lassen sich nun auch so lesen: Die Entourage des Rainer E. Gut hat die Ära nach Ospel in die Hand genommen und die UBS in den eigenen Einflussbereich hinübergezogen. Was in Zeiten einer kraftstrotzenden UBS undenkbar gewesen wäre, ist nun Realität: Der Freisinnige Kaspar Villiger ist Präsident der Basler Bank, der ehemalige CS-Manager Oswald Grübel CEO. Durch den Rückzug von Walter Kielholz auf das Präsidium der Swiss Re ist zwischen Bank und Rückversicherer eine Brandmauer gezogen worden – hier standen wohl die Erfahrungen mit Mühlemanns Swissair-Mandat Pate. Und so wurde auch der Job des CS-Präsidenten frei, für den es nur einen Mann aus den eigenen Reihen geben konnte: Hans-Ueli Doerig.

# Flat Tax gegen Krise

Von Kurt Schiltknecht — Staatliche Regulierung ist kein Mittel gegen die Rezession. Für Politiker gibt es andere Profilierungschancen: Steuersystem vereinfachen! Dividendensteuern abschaffen!



*Trügerische Hoffnung:* Die Wirtschaft reagiert oft nicht wie erwartet.

Die Finanzmarktkrise und die damit einhergehende Rezession bieten den Ökonomen und Wirtschaftspolitikern viel Stoff zum Nachdenken. Vor allem die Krise im stark regulierten Banken- und Versicherungssektor zeigt einmal mehr die begrenzte Wirksamkeit staatlicher Regulierungen. Kaum jemand bestreitet heute, dass die nach langen Diskussionen und mit vielen Vorschusslorbeeren unter dem Begriff «Basel 2» eingeführten Eigenkapitalvorschriften für Banken die Finanzkrise nicht nur nicht verhindern konnten, sondern die Krise begünstigt und verschärft hatten.

Die Komplexität des Wirtschaftsgeschehens, vor allem die Tatsache, dass die Wirtschaft auf Regulierungen oft anders als erwartet reagiert, macht die Ausgestaltung von Vorschriften ausserordentlich schwierig. Viele Ökonomen plädieren deshalb für einfache Lösungen in der Wirtschaftspolitik und raten von zu detaillierten Regulierungen und Eingriffen in das Wirtschaftsgeschehen ab. Vor allem regulatorische Schnellschüsse haben sich selten als erfolgreich erwiesen.

Seit die Ökonomen erkannt haben, dass mit Vorschriften und Veränderungen in den Anreizstrukturen das menschliche Verhalten beeinflusst werden kann, versuchen Politiker und Unternehmungen mit immer detaillierteren Regulierungen und ausgeklügelten An-

reizstrukturen die Leute ihren Vorstellungen entsprechend zu steuern. Während der Staat die Bürger zu einem gesellschaftspolitisch verantwortlichen Handeln veranlassen will, wollen die Unternehmungen die Manager und Angestellten zu überdurchschnittlichen Leistungen antreiben.

## Überhasteter Aktionismus

In den vergangenen Jahren hat es sich wiederholt gezeigt, dass gutgemeinte, aber falsch konzipierte Anreizstrukturen statt im Erfolg in einer Katastrophe münden können. Die Bankenkrise ist dafür ein eindrückliches Beispiel. Ähnliche, wenn auch weniger schlagzeilenträchtige Beobachtungen lassen sich in der Wirtschaftspolitik machen. So haben viele Eingriffe in den Arbeitsmarkt nur zu höherer Arbeitslosigkeit geführt. Schlechte Erfahrungen mit falschen Anreizstrukturen konnten auch in anderen Bereichen der Sozialpolitik gesammelt werden. Vieles von dem, was auf den ersten Blick als gute Lösung erscheint, erweist sich wegen der nur schwer prognostizierbaren Reaktionen der Leute im Nachhinein als schlecht.

Vor dem Hintergrund solcher Erfahrungen ist es erstaunlich, wie rasch Politiker auch heute noch detaillierte Lösungen für spezifische Probleme zur Hand haben. Fast jeder weiss,

wie das Bankgeheimnis oder die Managerlöhne geregelt oder welche konjunkturpolitischen Massnahmen zur Bekämpfung der Rezession angewendet werden sollten. Die Bereitwilligkeit vieler Politiker, mit riesigen Staatsausgaben, Subventionen und rasch steigenden Staatsschulden die Rezession anzugehen, stimmt nachdenklich. Auf welch tönernen Füüssen ein auf Schulden aufgebautes Wirtschaftswachstum steht, führt die aktuelle Krise, die ihre Ursache in einer übermässigen Verschuldung vieler Haushalte, Unternehmungen und Banken hat, vor Augen.

Die Politiker wären gut beraten, wenn sie sich in ihren Entscheidungen weniger von den aktuellen Problemen leiten liessen. Was nottut, ist ein Abwägen der kurzfristigen Vorteile konjunkturpolitischer Massnahmen mit deren langfristigen Auswirkungen. Die meisten Versuche, mit staatlichen Ausgaben, mit Subventionen oder Regulierungen die Beschäftigung kurzfristig zu stabilisieren oder einzelne Wirtschaftszweige am Leben zu erhalten, sind kläglich gescheitert. Statt auf kurzfristig orientierten Aktivismus sollte auch in einer Rezession das Augenmerk vornehmlich auf die Verbesserung der Rahmenbedingungen gelegt werden.

Vor allem im fiskalischen Bereich gäbe es grossen Handlungsbedarf. Das immer komplexer werdende Steuersystem sollte drastisch vereinfacht werden. Als Leitlinie müsste die Flat-Tax-Idee dienen. Als schädlich erwiesen hat sich ebenfalls die Doppelbesteuerung der Unternehmungsgewinne. Die Besteuerung der Dividenden hat dazu beigetragen, dass die Unternehmungen oft nur einen geringen Teil ihres Gewinnes an die Aktionäre ausgeschüttet haben. Dies war möglich, weil die Aktionäre hofften, die nichtausgeschütteten Gewinne über einen höheren Aktienkurs steuerfrei zu erhalten. Die Hoffnung trügte oft, denn die zurückbehaltenen Gewinne wurden vor allem von den Managern grosser Konzerne vielfach nur zum Ausbau ihrer Macht und zum Aushebeln der Aktionärskontrolle genutzt. Die Fehlentwicklungen von weltweit führenden Konzernen und deren Aktienperformancesprechen Bände.

Ohne Dividendensteuern würden deutlich mehr Gewinne ausgeschüttet. Die Aktionäre könnten dann entscheiden, wie diese verwendet werden sollten. Die Chance wäre gross, dass die Gelder in andere, renditestärkere Unternehmungen fliessen würden. Die Effizienz des Kapitalmarktes würde verbessert. Ein Festhalten an der Dividendenbesteuerung fördert dagegen die Strukturhaltung und begünstigt die Machtballung in der Wirtschaft. Das ist eine Entwicklung, der die Politiker aus Wettbewerbs- und Risikogründen, aber auch aufgrund der jüngsten Erfahrungen mit Grosskonzernen künftig viel mehr Beachtung schenken müssen. ○



# Tadashi Arashima

Der 58-jährige Europa-Chef des weltweit grössten Autobauers Toyota macht sich in einem seiner seltenen Interviews Gedanken über die Krise und grüne Offroader.



«Wir lieben den Wettbewerb. Er macht uns stärker»: Toyota-Chef Tadashi Arashima.

## Wie hart trifft die Krise Toyota?

Die Situation ist insgesamt sehr schlecht. Erstmals trifft die Rezession alle Teile der Welt. Toyota hat in den letzten Jahren massiv expandiert und immer mehr Autos verkauft. Man erhöhte den Ausstoss, aber die Kontrolle und manchmal, leider, auch die Sorgfaltsprüfung kamen zu kurz. Jetzt fahren wir die Produktion herunter, überprüfen unsere gesamte Herstellungskette. Wir müssen unsere Grösse dem Markt anpassen.

## Was halten Sie von den Staatshilfen an europäische Autobauer?

Es ist nun einmal so, dass wir in verrückten Zeiten leben. Einigen Firmen geht es schlecht, da glaubt der Staat eingreifen zu müssen. Wir verstehen das, auch wenn es bei uns nicht der Fall ist. Die Programme werden für einen Zeitraum helfen, mehr

nicht, und sie sollten allen gegenüber fair sein. Um es mal ganz vorsichtig auszudrücken: Solche Staatshilfen sind immer ein Problem, und ich gehe einfach davon aus, dass auch wir von solchen Hilfen profitieren könnten, wenn sie erforderlich wären und von allen andern in Anspruch genommen würden. Aber selbstverständlich wollen wir das vermeiden. Wir lieben den Wettbewerb. Er macht uns stärker.

## Wie beurteilen Ihre Ökonomen die Zukunft?

Ziemlich pessimistisch, leider. Wir glauben an eine gewisse Erholung im zweiten und dritten Quartal. Aber wie gross die Erholung sein wird, weiss niemand. Wir befinden uns in einer der schwierigsten Krisen der Geschichte. Was mich persönlich überraschte, war das Tempo und die Drastik des Abschwungs.

Toyota gilt als übersorgfältige, ja streberhafte Firma, die alles hundertmal prüft, bevor sie ein Produkt lanciert. Ist das eine Stärke oder eine Schwäche im aktuellen Klima?

Das sollten Sie uns sagen! Die Konzernkultur lässt sich nicht über Nacht wandeln. Im Juni kommt der neue Präsident, Akio Toyoda, der mit seinen 52 Jahren sehr jung ist für einen Toyota-Chef.

## Ihre Firma liefert seit 70 Jahren erstaunliche Leistungen. Was ist die Erfolgsformel?

Kaizen: kontinuierliche Verbesserung. Die Europäer sind manchmal erstaunt, dass wir Technologien, die sie längst für fertig halten, weiter optimieren. Man fragte uns, wann werdet ihr die Nummer eins sein? Antwort: Das ist nicht das Ziel. Wir haben uns nie in rein quantitativen Grössen definiert.

## Welche Autos sind in der Krise beliebt?

Es gibt einen vorübergehenden Trend zu billigen Wagen. In Deutschland registrieren wir aufgrund staatlicher Abwrackprämien eine massive Nachfrage. Langfristig werden die Leute zu substanzialen Autos mit niedrigem CO<sub>2</sub>-Ausstoss zurückkehren.

## Und was kaufen die Schweizer?

In der Schweiz schätzen die Kunden Offroader, aber sie wollen deswegen nicht als umweltfeindlich kritisiert werden. Deshalb arbeiten wir daran, diese Wagen grüner und sicherer zu machen.

## Toyota ist bekannt für die Hybridtechnologie. Stand der Dinge?

Wir starteten 1997, jetzt sind wir in der dritten Generation der Hybridmotoren. Es gelingt uns, das CO<sub>2</sub> zu reduzieren wie auch den Treibstoffverbrauch, der früher als zu hoch kritisiert wurde. Der Wirkungsgrad hat sich erhöht. Wir sind der Meinung, dass in fünf bis zehn Jahren die meisten Autohersteller auf diese Technologie umstellen werden. Warum? Elektroautos haben eine zu beschränkte Reichweite.

## Japan marschierte in den neunziger Jahren durch eine schwere Rezession. Was sind Ihre Ratschläge an die krisengeplagten Staaten des Westens?

In unserem Fall war die Regierung wohl etwas zu zurückhaltend. Es fehlte an Unterstützung, der Staat war nicht bereit, angeschlagene Firmen wenigstens vorübergehend zu übernehmen. Das machen die westlichen Regierungen besser. Noch mangelt es aber an Konsumentenvertrauen.

## Wie motivieren Sie jetzt Ihre Angestellten?

Wir stellen den Arbeitnehmer in den Mittelpunkt. Entlassungen werden erst als Ultima Ratio ausgesprochen. Die Angestellten, ich inbegriffen, müssen vielleicht auf Lohn und Freizeit verzichten. Die Botschaft ist: Wir meistern das gemeinsam.

Die Fragen stellte Roger Köppel.



Essay

## Strafen im Wohlfühlknast

Alles wird unternommen, um den Hauptzweck des Strafvollzugs zu verwedeln: die Strafe. Das kostet viel Geld und widerspricht dem Gesetz.  
Von Urs Zulauf\*

Der erste Direktor der 1864 erbauten Strafanstalt Lenzburg, Johann Rudolf Müller, war bekannt als Pionier des «humanen Strafvollzugs». Müller hatte zu diesem Thema nicht nur ein für die damalige Zeit mutiges und richtungsweisendes Buch verfasst, er setzte die Theorie auch in die Praxis um. Er schaffte etwa die Prügel- und die Kettenstrafe ab und führte das Pekulium ein, einen Lohn für geleistete Arbeit. Schriftlich reglementierte Müller nicht nur die Pflichten, sondern auch die Rechte von Gefangenen.

Neben dem eigentlichen Kernzweck des Vollzugs, der Strafe, kamen damit zwei wichtige Ziele hinzu. Dem Gefangenen sollte einerseits legales Verhalten aufgezeigt werden. Andererseits sollte er befähigt werden, nach der Strafe sein Leben in sozialer Verantwortung zu führen. Die «Resozialisierung» war definiert und wurde später im Strafgesetzbuch als verbindliches Ziel festgeschrieben.

Der Resozialisierung hinter Gittern sind freilich Grenzen gesetzt. Wie soll ein Mensch, der vom sozialen Leben im Alltag weitgehend ausgeschlossen ist, denn «sozialisiert» werden? (Das «re-» ersparen wir uns, weil es bedingt, dass der Betreffende zuvor schon «sozialisiert» war). Im Vollzug sind Selbständigkeit und Eigenverantwortung zwangsläufig eingeschränkt. Immerhin schaffen es viele Straftatlassene, das Leben auf legale Art zu meistern. Paradoxe Weise erschwert gerade der gut (und manchmal zu gut) ausgebaute Sozialdienst dieses Ziel bisweilen, weil er den Gefangenen oft den letzten Rest an Eigenverantwortung und Initiative abnimmt.

Der Resozialisierungsgedanke steht heute im Zentrum des Strafvollzuges. Der Urzweck der Strafe dagegen – die Strafe eben – wird gerne verdrängt. Nach skandalträchtigen Rückfällen von gefährlichen Tätern ist heute zwar die Sicherung der Bevölkerung wieder etwas in den Vordergrund getreten. Das wiederum ist mit ein Grund für die Kostenexplosion im Strafvollzug. Auch dieses Thema wird gerne verdrängt. Doch die Fragen müssen erlaubt sein: Sind unsere Steuergelder wirklich sparsam und sinnvoll investiert? Könnte mit weniger Geld vielleicht sogar mehr erreicht werden?

In der Bevölkerung etabliert sich zusehends der Eindruck von «Wohlfühlknast», der dem Gefangenen jeden Luxus bietet. Leider ist das

mehr als ein Vorurteil. Seit Müllers Zeiten hat das Pendel im Strafvollzug nachhaltig auf die andere Seite ausgeschlagen. Beispiel Urlaubsregelungen: Der Urlaub kann im Sinne der Resozialisierung zwar durchaus sinnvoll sein, doch gerade dieses Ziel rückt zunehmend in den Hintergrund. Der Urlaub ist nur noch ein Mittel, um die Häftlinge, die, analog zur Sozialhilfe, zusehends zu «Klienten» werden, bei Laune zu halten und wird gewährt, selbst wenn die Entlassung noch lange nicht in Sicht ist.

Seit 2002 gibt es in Lenzburg den sogenannten «begleiteten Ausgang». Die Gefangenen



Hotel Lenzburg: Zelle für Langzeitinsassen.

haben diese Vergünstigung schnell erkannt: Wurden im ersten Jahr noch dreizehn begleitete Ausgänge bewilligt, waren es vier Jahre später bereits 96. Weil einige Gefangene von Betreuern begleitet werden, sind die Kosten immens; der Nutzen dagegen ist oft nebulös.

Ein Thema für sich sind die Immigranten, die in Anstalten wie Lenzburg heute zirka achtzig Prozent der Belegschaft stellen. Hier muss die Frage erlaubt sein, inwieweit es Sinn macht, Leute in der Schweiz zu «resozialisieren», die gar nicht im Land bleiben dürfen. Andererseits ist es eine bekannte Tatsache, dass für Täter aus armen Ländern ein Gefängnis in

der Schweiz gar nicht mehr als solches wahrgenommen wird. Guter Rat ist freilich teuer. Ein Zweiklassenknast wäre nicht zulässig.

Vor zwei Jahren wurden in Lenzburg alle Röhren- durch LCD-Fernseher ersetzt. Die Finanzierung erfolgte über die «Weihnachtskasse», die durch Spenden aus der Bevölkerung alimentiert wird und den Gefangenen eigentlich den Neuanfang nach der Entlassung erleichtern sollte. Um den Gefangenen einen noch besseren Service zu bieten, wurden in den letzten Jahren sämtliche Zellen mit einem digitalen TV-Anschluss inklusive Mediabox Receiver ausgerüstet, mit dem hundert TV- und Radiosender empfangen werden können. Für viele einfache Buezer ist dies auch heute noch ein Luxus, den sie sich nicht leisten. Jedenfalls muss man sich nicht wundern, wenn ein Insasse heute täglich 300 Franken kostet (im Hochsicherheitstrakt das Doppelte).

Den Gefangenen wird heute auch zunehmend ermöglicht, Geld vom gesperrten Konto zu beziehen, das theoretisch nach der Entlassung die Wiedereingliederung erleichtern sollte. Mit dem Geld müssten, soweit möglich, auch Zahnbehandlungen oder etwa Brillen finanziert werden – weil man die Leute dazu bringen wollte, Eigenverantwortung zu übernehmen. Stattdessen wird das Geld vermehrt für Computer und dergleichen verwendet. Für die medizinischen Auslagen zahlt am Schluss, wie immer, die Allgemeinheit.

Ein Beispiel für den grosszügigen Umgang mit Steuergeldern spielt sich zurzeit im Aargau ab. In unmittelbarer Nähe der Justizvollzugsanstalt Lenzburg (JVA) wird ein 35 Millionen Franken teures Zentralgefängnis gebaut. Die verschiedenen Bezirksgefängnisse werden aufgehoben. Das war vor Jahren das durchschlagende Argument für den Grossen Rat – und dieses, obwohl kurze Freiheitsstrafen praktisch abgeschafft wurden. Der Rat wusste damals nicht, dass weitere Investitionen für die JVA folgen werden. Und jetzt sollen Investitionen von weiteren 35 Millionen anstehen. Niemand reklamiert, niemand fragt, ob das Projekt wirklich nötig ist. Offenbar ist das Thema «Strafvollzug» derart tabu, dass man einfach zahlt, um möglichst nichts damit zu tun zu haben.

\*Urs Zulauf wirkte von 1991 bis 2008 als Leiter der Kanzlei in der Strafanstalt Lenzburg und ist heute pensioniert.



# Es lebe die Arbeitsteilung

Von Henryk M. Broder — Europäische Antiimperialisten fordern die bedingungslose Anerkennung der Hamas durch die EU.

Die Älteren unter den Lesern werden sich noch an Zeiten erinnern, da man ständig in Sachen «internationaler Solidarität» unterwegs war. Da es das Internet noch nicht gab, war persönliches Erscheinen Pflicht. Man traf sich bei Demonstrationen für die Befreiung von Angola und Moçambique vom kolonialen Joch, für die Unabhängigkeit von Osttimor und Eritrea. Man rief



«Hände weg von . . .!», wobei dann nur noch das aktuelle Ziel der imperialistischen Aggression eingesetzt werden musste, und «Hoch die internationale Solidarität!».

Diese Zeiten sind längst vorbei. Die ausgebeuteten und unterdrückten Kolonien des Imperialismus sind unabhängige Staaten geworden, wobei es deren ehemalige Freunde nicht einmal einen feuchten Dreck kümmert, von wem und wie sie geführt werden. Hauptsache, sie regieren sich selbst. Und ausserdem gibt es ja das Internet, wo man sich zu allerlei Soli-Demos treffen kann, ohne vom Sofa aufstehen und die Fernbedienung fürs Fernsehen aus der Hand legen zu müssen. Das ist nicht nur bequem, es ist auch effektiv.

In diesem Jahr wird das Europaparlament neu gewählt. Es ist vermutlich nicht die wichtigste europäische Institution, aber doch eine mit grosser symbolischer Bedeutung. 736 Abgeordnete aus 28 Ländern repräsentieren die Idee der Vereinigten Staaten von Europa.

Die Wahlen finden erst im Juni statt, dennoch ruft eine Initiative die Kandidaten jetzt schon dazu auf, sich eines wichtigen Themas anzunehmen. Was, liebe *Weltwoche*-Leser, glauben Sie, könnte es sein?

Der Kampf gegen den wirtschaftlichen Abschwung? Für grenzüberschreitende Massnahmen gegen die ebenfalls grenzüberschreitende organisierte Kriminalität? Für mehr Investitionen im Bildungsbereich? Gegen noch mehr staatliche Eingriffe in das Privatleben der Bürger?

Nichts von alledem. Die Organisatoren der Initiative appellieren an die Kandidaten für das EU-Parlament, sich dafür einzusetzen, dass die Hamas «sofort und bedingungslos» von der Liste der terroristischen Organisationen gestrichen wird. Unter allen Problemen, von denen Europa derzeit geplagt wird, ist dieses gewiss das dringlichste. Denn die Hamas, so heisst es im Appell, sei «eine legitime Stimme

für den Anspruch des palästinensischen Volkes auf nationale Befreiung». Klingt doch irgendwie bekannt?

Bis in die neunziger Jahre, also bis zum sogenannten Oslo-Abkommen, galt der Satz, die PLO sei «die einzige legitime Vertretung der Palästinenser» und müsse deswegen «sofort und bedingungslos» von der EU anerkannt und in die Bemühungen um

eine Lösung des Nahostkonflikts einbezogen werden. Erst seit die PLO die Bereitschaft zeigt, sich mit der Existenz eines jüdischen Staates in Palästina de facto abzufinden, nimmt ihre Beliebtheit im antiimperialistischen Lager ab. Die inzwischen in die Jahre gekommenen europäischen Antiimperialisten sind fest entschlossen, bis zum letzten Blutstropfen für die Befreiung Palästinas zu kämpfen – solange es nicht ihr Blut ist, das vergossen wird.

Die Forderung nach einer sofortigen und bedingungslosen Anerkennung der Hamas ist eine euphemistische Formel für die sofortige und bedingungslose Aufgabe Israels durch die EU. Es geht nicht darum, die Palästinenser zu befreien, sondern Israel verschwinden zu lassen. Die Liste der Unterzeichner ist ein Who is who der antizionistischen, sprich: antisemitischen Internationale. Angeführt wird sie von dem portugiesischen Literaturnobelpreisträger José Saramago, der vor einigen Jahren erklärt hat, Israels Aktionen in den besetzten Gebieten seien vergleichbar mit den Verbrechen, die in Auschwitz und anderen NS-Lagern verübt worden sind; da Saramago Buchenwald überlebt hat, kann er kein Antisemit sein, also ist er nur ein Antizionist. Im Gegensatz zu dem deutschen Politiker Jamal Karsli, einem Freund des tödlich abgestürzten Jürgen W. Möllemann, der nach einer Entscheidung des Düsseldorf Oberlandesgerichts als Antisemit bezeichnet werden darf.

Zwischen diesen beiden findet man alle Schattierungen des Ressentiments, das «Zionist» sagt und «Jude» meint. Auch der grüne Nationalrat Daniel Vischer ist dabei, während sein deutscher Kollege Jürgen Trittin eigene Wege geht. In einem Beitrag für das Magazin der grünen Fraktion fordert der ehemalige Umweltminister die Aufnahme «direkter Kontakte» mit der Hamas und behauptet, gemässigte Hamas-Politiker hätten Israel «indirekt anerkannt». Hoch die internationale Arbeitsteilung!

## Personenkontrolle

### Steinbrück, Müntefering, Jositsch, Simoneschi, Levrat

Die deutsche Rhetorik wird immer brachialer. Mit der «Peitsche» drohte zunächst Finanzminister Peer Steinbrück der «Steueroase» Schweiz. Die Fantasien seines SPD-Parteivorsitzenden, Franz Müntefering, gehen noch weiter. Am Aschermittwoch forderte er, man müsse die Steueroasen weghaben. «In vergangenen Zeiten hätte man Soldaten hingeschickt.» In «vergangenen Zeiten», da erliess zum Beispiel Adolf Hitler ein «Gesetz gegen den Verrat der deutschen Volkswirtschaft». Dieses zwang alle Deutschen unter Androhung von mindestens drei Jahren Zuchthaus, ihre ausländischen Vermögen zu deklarieren. Kurz darauf folgte das «Gesetz über die Einziehung volks- und staatsfeindlicher Vermögen». Mit diesem Erlass enteignete das Nazi-Regime oppositionelle sowie jüdische Bürger. Ausser sie konnten ihr Geld dank Bankgeheimnis in der Schweiz verstecken. (*kep*)

Der Notstand an profilierten Rhetorikern in der Schweizer Politik geht derart weit, dass die «Arena» des Schweizer Fernsehens (SF) der Konkurrenz von Tele Züri zunehmend die Köpfe ausspannen muss. Erscheint Bankenkritiker René Zeyer im «Talk täglich» auf Tele Züri, ist der gleiche Zeyer vier Tage später auch in der «Arena». Bietet sich Thomas Borer im «Talk täglich» als Retter der Schweiz an, hören wir seine Bewerbung kurz darauf auch in der «Arena». Diesen Vorsprung des Regionalsenders wollte sich das grosse SF vergangene Woche nicht mehr gefallen lassen und griff zu Methoden, die an den altherwürdigen Pausenplatz erinnern: Wenn du zu denen gehst, wurde SP-Nationalrat Daniel Jositsch vor der «Arena» zur Minarett-Initiative gesagt, dann darfst du im Fall sicher nicht mehr zu uns kommen. Jositsch blieb unbeeindruckt, debattierte die Minarette auf Tele Züri und wurde darauf von SF prompt ausgeladen. (*aku*)

Ihre Rolle als Nationalratspräsidentin wechselt Chiara Simoneschi mitunter gerne mit derjenigen einer allzu forschenden Tessiner Mamma. Erst stoppte sie Christoph Mörgeli bei seiner Kritik an Bundesrätin Widmer-Schlumpf, dann rüffelste sie Christian Levrat für ein harmloses Geplauder auf den Hinterbänken des Nationalratssaals. Erneut unter die Knute nahm sie den armen Levrat bei der Debatte zur UBS. Als der SP-Präsident die FDP aufrief, sich von ihren goldenen Fesseln zu befreien, rief Zuchtmeisterin Simoneschi: «Das dürfen Sie hier nicht sagen!» Die Tessinerin hatte das französische Wort «fesses» verstanden. Levrat hatte in ihren Ohren also von einem «goldenen Hintern» gesprochen. (*aku*)

Mörgeli

## Vom Maoisten zum Moralisten

Von Christoph Mörgeli

Ich finde, Peter Kurer gehört hinter Gitter.» Dieses «Ich finde» heisst Ueli Leuenberger, ist Präsident der Grünen, Sozialarbeiter und Nationalrat. Peter Kurer, den dieser «Ich finde» hinter Gitter wünscht, hat Anfang 2008 das Verwaltungsratspräsidium der UBS übernommen und wird sein Amt bereits am kommenden 15. April wieder abtreten. Für Leuenberger ist Peter Kurer «ein Grossbetrüger».

Was ist ein Betrüger? Einer, der sich einen Vorteil erschleicht, jemanden hintergeht, täuscht, beschwindelt. Nun hat Ueli Leuenberger seine Internierungsabsichten gegenüber der linken *Wochenzeitung (Woz)* geäussert. Dort heisst es in einem Kasten zur Person des grünen Parteichefs: «Nach einer kurzen Karriere als Sozialdemokrat trat der gelernte Koch Ueli Leuenberger 1988 den Grünen Genf bei, die er ab 1990 präsidierte.» Ein fürwahr rasanter Aufstieg. Allerdings fehlen noch ein paar Zwischenhüpfer. Denn nach seiner SP-Mitgliedschaft schloss sich Leuenberger der marxistisch-leninistischen Kommunistischen Partei der Schweiz an. Danach wechselte der rote Ueli zur maoistisch orientierten Kommunistischen Partei der Schweiz, die sich 1987 auflöste. Nicht uninteressant, was uns da die *Woz* vorenthält. Oder ist es gar eine Täuschung? Oder wenigstens eine Schwindelei? Waren vielleicht Kleinbetrüger am Werk?

Was Hänschen lernt, vergisst Hans nimmermehr. Auch wenn der Hans ein Ueli ist. Der gelernte Maoist Leuenberger weiss nach wie vor, wie man mit unliebsamen Zeitgenossen umgeht: Sie gehören hinter Gitter. Schliesslich hat sein Idol in China Millionen Menschen in Arbeitslager gesteckt, verfolgt, getötet. Allein während der Kulturrevolution (1966–1976) sollen rund sieben Millionen Chinesen umgekommen sein. «Ich war gegen die Unterdrückung der Menschenrechte unter Francos Diktatur in Spanien und gegen das Obristenregime in Griechenland und gegen den Vietnamkrieg», klopft sich Leuenberger auf die Brust. Zur gleichen Zeit lief er dem Massenmörder Mao hinterher. Im Vergleich dazu waren die Regime in Spanien und Griechenland – bei aller Brutalität – Kindergärtlerdiktaturen.

Der kleine Genfer Massenmörder-Sympathisant Ueli Leuenberger durfte ja Gnade vor der Geschichte erfahren und präsidiert heute die Grünen Schweiz. Umso deplatziertes wirken seine moralistischen UBS-Hinter-Gitter-Fantasien.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

## Nächster Blattschuss

Von Peter Bodenmann — Sind nach UBS und Solenthaler jetzt Roche und Novartis an der Reihe?



Risikofaktor Nummer eins: Bundesrat Hans-Rudolf Merz.

Vor vier Monaten beruhigte uns die Sozialdemokratin Micheline Calmy-Rey in Sachen Bankgeheimnis: «Wir haben nichts zu befürchten [...]. Unser System lässt sich verteidigen, auch moralisch.» Zur gleichen Zeit belehrte uns Bundesrätin Doris Leuthard: Die Schweizer Wirtschaft laufe rund. Eine Rezession sei weit und breit nicht auszumachen.

Politisieren Frauen besser als Männer? Weil sie frühzeitig mehr spüren als die weniger gespürigen Männer? Ohne Zweifel, denn der grösste Risikofaktor der Schweizer Politik ist zurzeit Hans-Rudolf Merz.

In der Wirtschaftskommission des Nationalrates schilderte ein bleicher Philipp Hildebrand die schlechten Wirtschaftsaussichten. Dann ergriff Merz das Wort und ging mit keinem Halbsatz auf die Ausführungen von Hildebrand ein. Stattdessen erzählte der wieder-auferstandene Appenzeller alte Geschichten aus der Zeit der Textilkrise, die seine Familie und Jugend prägten.

Das politische System der Schweiz kann nachweislich nicht antizipieren, obwohl wir jede Menge Geheim- und Nachrichtendienste haben. Diese produzieren jede Woche unbrauchbare Papiere für den Bundesrat. Neu stehen alle Geheimen unter der Leitung von Ueli Maurer, der nach dem Solenthaler-Blattschuss jetzt mit dem umgänglichen Blattmann – Realitätsverluste sind in Bern systemisch – die beste Armee der Welt aufbauen will.

In den USA verfügen vierzig bis fünfzig Millionen Menschen nicht einmal über eine Krankenversicherung. Trotzdem verschlingt das Gesundheitswesen vierzehn Prozent des BIP der einzig verbleibenden Weltmacht. Und somit pro Kopf mehr Geld als in jedem anderen industrialisierten Land. Tendenz steigend, weil andere Sektoren der Wirtschaft schrumpfen.

Barack Obama will das Gesundheitswesen umbauen. Er muss dies innerhalb zweier Jahre tun, denn nur in diesem Zeitfenster hat er sichere politische Mehrheiten im Senat und im Kongress. Experten sind an der Arbeit.

Die Medizin macht nicht zuletzt dank der Pharmaindustrie laufend Fortschritte. Dabei könnte es schneller oder billiger vorangehen, wenn die Pharmariesen erstens nicht mehr Geld in die Werbung als in die Forschung stecken würden. Und zweitens mit vernünftigen Eigenkapitalrenditen zufrieden wären.

Man braucht keine Geheimdienste und auch keinen Mike Shiva, um zu begreifen: Die Amerikaner müssen im Gesundheitswesen sparen. Dies geht am besten bei den ausländischen Medikamenten und Patenten. Niemand lässt sich leichter angreifen als Schweizer Pharmakultis, weil diese – wie die UBS – nicht die Rückendeckung der EU haben.

Nach der UBS müssen sich Roche und Novartis warm anziehen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Bundesamt für Kontrolle

Von Kurt W. Zimmermann — Auf dem Weg zum Polizeistaat kommt die Schweiz in den Medien am zügigsten voran.

Wie macht man gutes Privatrado? Wir stellen uns vor, dass dies so schwierig nicht ist. Man spielt ab Festplatte ein paar flotte Hits und schiebt regelmässig News, Verkehr und Wetter dazwischen. Dann dürfen die Hörer anrufen und sagen, ob sie Kaspar Villiger gut oder nicht so gut finden.

Da haben wir uns aber gehörig getäuscht. Gutes Privatrado kann man nur machen, wenn der Staat das überwacht. Der Staat kontrolliert darum neuerdings, ob es in Radios konzessionierte Geschäftsordnungsreglemente gibt sowie längsschnittige Qualitätssicherungssysteme, etablierte Programmoptimierungsmechanismen und abnahmeprozessuale Evaluationsberichte. So redet der Staat.

Der Staat ist in unserem Fall das Bakom. Bakom ist die Abkürzung für Bundesamt für Kommunikation. Besser wäre Bakon – Bundesamt für Kontrollwahn.

In den elektronischen Medien ist die Schweiz inzwischen ein hübscher Polizeistaat geworden. Das neuste Beispiel ist die Kontrolle der 41 privaten Radios und 13 regionalen Fernsehkanäle. «Redaktionelle Qualitätssicherung bei privaten UKW-Radio- und TV-Veranstaltern» heisst das Projekt. Aus Platzmangel beschränken wir uns auf die – wörtlich zitiert – zentralen Punkte, die vom Bakom überwacht werden.

a) Liegen in den Sendern qualitätssicherungsrelevante Dokumente vor und sind darin inhaltliche und formale Qualitätsstandards formuliert? Finden sie in der journalistischen Praxis Anwendung?

b) Welche Mechanismen und Strukturen zur Vorbeugung von redaktionellen Fehlleistungen bestehen? In welcher Weise sind sie im journalistischen Alltag erkennbar?

c) Sind die vorhandenen personellen Ressourcen des Veranstalters ausreichend?

d) Sind die Anstrengungen der Sender im Bereich der Aus- und Weiterbildung der Programmschaffenden angemessen?

Alle zwei Jahre werden nun die privaten Radio- und TV-Anbieter nach diesem Schema überprüft. Das Bakom hat dafür vier externe Zertifizierungsfirmen beauftragt. Das kostet rund 20 000 Franken pro Sender.

Machen wir uns nichts vor: Es ist eine saubere zentralstaatliche Überwachung privatwirtschaftlich angestellter Journalisten. Gefördert wurde dies dadurch, dass unsere Medienhäuser über das sogenannte Gebührensplitting neu Subventionen vom Staat beziehen. Das nutzte das Bakom gnadenlos aus.



Medien-Gestapo: Bundesrat Leuenberger.

Es ist nur ein einziges Beispiel unter vielen. Wir können es darum leider nicht anders sagen: Unter seinem Chef Moritz Leuenberger ist das Bakom zu einer Art Medien-Gestapo geworden.

Das Bakom büsst etwa die Ringier-Sendung «Gesundheit Sprechstunde», weil ein Sponsor nicht genannt wurde. Das Bakom straft die SRG mit 340 000 Franken, weil der TCS im Wetterbericht erwähnt wurde. Das Bakom verbietet Online-Spiele wie «Fussball Challenge». Das Bakom untersucht Sat1, Viva, Tele Bärn, Tele Basel und 15 weitere Sender auf Spuren von Schleichwerbung. Das Bakom verbietet den Privatradios, Radarwarnungen ausstrahlen. Und so fort.

Das Bundesamt für Kontrollitis und sein Vorsteher Martin Dumermuth meinen es bitterernst. Das wird auch bei der neuen Qualitätsübung so sein. Wehe, wenn dem Bakom die programmliche Relevanz eines Radios missfällt, wehe, wenn ihm der Personalbestand eines TV-Regionalsenders zu gering erscheint. Es wird staatliche Strafen setzen.

Man könnte die Frage auch anders angehen. Man könnte sagen, dass ein Sender mit einem schlechten Programm ohnehin kein Publikum findet. Man könnte sagen, damit sei er gestraft genug.

In diesem Fall würde der freie Markt entscheiden. Das darf in einem Polizeistaat nicht sein.

# Ötzi und die Systemrelevanz

Von Peter Keller

Dass sich Steinzeitmenschen auch im 21. Jahrhundert einigermassen zurechtfinden könnten, lässt sich relativ einfach erahnen. Spätestens dann, wenn Fussballer nach dem Match ihre spielerische Leistung zu analysieren versuchen. Nun haben aber Sprachforscher tatsächlich herausgefunden, dass unser Deutsch Wörter konserviert hat, die selbst ein Jäger aus dem Neolithikum verstehen würde. «Ich», «du», «wir», «zwei» seien mindestens 15 000 bis 20 000 Jahre alt.

Fraglich ist, ob ein Durchschnitts-Ötzi etwas mit dem jüngsten Wortkarrieristen hätte anfangen können: «systemrelevant». So bezeichnen Politiker und Ökonomen neuerdings jene Unternehmen, die so gross und wichtig seien, dass sie auf keinen Fall bankrottgehen dürfen. Weil sie sonst eine ganze Volkswirtschaft mit in den Abgrund reissen würden. Die Auszeichnung «systemrelevant» kommt einer Beförderung zur geschützten Werkstatt gleich. Wer diesen Status einmal erreicht, kann sich alles erlauben. Wie die UBS. Sie hat zwar 2008 «systemrelevante» sechs Milliarden Franken Staatsknete erhalten. Was das Unternehmen allerdings nicht hinderte, für das gleiche Jahr «flexible Lohnbestandteile» in der Grössenordnung von zwei Milliarden Franken auszuschütten. Wahrscheinlich gehört Frechheit zu den systemrelevanten Eigenschaften dieses Gewerbes.

Wer in der Mediendatenbank für 2006 den Begriff «systemrelevant» eingibt, bekommt exakt null Treffer. Im Jahr darauf sind es gerade einmal neun Einträge. Erst 2008 erkennt man den Charme der «Systemrelevanz» mit achtzig Erwähnungen. Es findet ein regelrechtes Gerangel um das Prädikat «systemrelevant» statt. Und doch: Wer bestimmt eigentlich über dessen Vergabe? Wer ist das System? Was heisst Relevanz? Oder anders gefragt: Was hätte wohl Ötzi in seiner Zeit für «systemrelevant» erachtet? Seine Steinaxt? Den Zusammenbruch von Grossbanken hatte er jedenfalls weniger zu befürchten.

Sich selber für «systemrelevant» zu halten, ist wohl eine menschliche Spielart der Eitelkeit. Man kann davon ausgehen, dass sich acht von sieben Bundesräten als «systemrelevant» bezeichnen würden. Man kann ebenfalls davon ausgehen, dass die hiesigen Friedhöfe voll von Menschen sind, die sich selber für «systemrelevant» hielten.

Im Internet

[www.weltwoche.ch/wortkontrolle](http://www.weltwoche.ch/wortkontrolle)

## Wo Kompetenz den Takt angibt.

Die «Neue Zürcher Zeitung» führt Sie kompetent durch alle Sparten der Kultur und bleibt nicht an der Oberfläche. Vielmehr bringt sie kluge Analysen, klare Kommentare und spannende Reportagen. Dies gilt selbstverständlich auch für die Themen Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Sport. Im Jahresabonnement inbegriffen sind die Magazine «NZZ Folio», «NZZ campus», «Z – Die schönen Seiten» und «NZZ Chronik», zahlreiche interessante Sonderbeilagen sowie der Online-Zugriff auf «NZZ Global», die digitale Ausgabe der «Neuen Zürcher Zeitung». Für Informationen und Abo-Bestellungen: Tel. 044 258 15 30, [leserservice@nzz.ch](mailto:leserservice@nzz.ch) oder [www.nzz.ch/abo](http://www.nzz.ch/abo)

**Neue Zürcher Zeitung**



## Leserbriefe

### «Leider haben Medien sehr selten die Courage, am perfekten Bild des Dalai Lama zu kratzen.» *Freddy Skidzun*

**Eher Statthalter als geistliches Oberhaupt**  
Nr. 10 – «Die Legenden des Dalai Lama»;  
David Signer über den verklärten Gottesstaat

Ich studiere Tibetologie in Berlin und war überrascht über die Offenheit Ihres Artikels. Es ist leider sehr selten, dass Medien die Courage haben, am perfekten Bild des Dalai Lama zu kratzen. Ich möchte Sie jedoch auf einen kleinen Fehler aufmerksam machen: Der Dalai Lama ist nicht das Oberhaupt des Gelugpa-Ordens, noch war es je ein Dalai Lama vor ihm. Die Gelugpa-Tradition hat ein auf sieben Jahre gewähltes Oberhaupt, nämlich den Abt des Ganden-Klosters und Nachfolger des Ordensgründers. Des Weiteren gab und gibt es keinen Dalai Lama, der «geistliches Oberhaupt» Tibets wäre. Die Funktion der Dalai Lamas war es, die mongolische und später chinesische Provinz Zentraltibet innenpolitisch zu führen. Kein Dalai Lama war also jemals ein wirkliches Oberhaupt, sondern eher ein Statthalter oder Vizekönig. Zudem hat es mich gefreut, dass Sie den Shugden-Konflikt erwähnt haben. Die Übersetzung «Donnerkeil-Phallusbrüller» ist jedoch komplett falsch! Besser wäre: «Der mit der Vajra-Kraft (d. i. Diamant) Ausgestattete». Wieso wurde nicht auch auf die aktuelle Entwicklungen in diesem Fall eingegangen? Die Exilregierung hat verfügt, dass Mönche, die die Shugden-Praxis beibehalten, nicht mehr in Klöster eintreten dürfen. Eine Abteilung des indischen Ganden-Shartse-Klosters wurde aus dem Klosterverbund ausgeschlossen, da die Praxis nicht aufgegeben wurde. Mehrere Priester, welche die Praxis nicht aufgegeben haben, erhielten Morddrohungen (einige dieser Lamas kenne ich persönlich), und vor dem höchsten indischen Gericht wurde eine Klage gegen den Dalai Lama auf Menschenrechtsverletzungen zugelassen.

*Freddy Skidzun, Berlin*

Ich bin zutiefst schockiert, wütend und aufgebracht über diesen Artikel. Was erlauben Sie sich eigentlich? Der Dalai Lama ist die grösste

Persönlichkeit, die es jemals gegeben hat! Kein anderer Mensch lebt mit solcher Selbstlosigkeit. Er ist ein erleuchteter Mann, der wirklich alles für das Wohlergehen seines Volkes getan hat. Meine Hände zittern, denn ich verstehe nicht, wie man solche Lügen über einen so grossen Mann verbreiten kann! Ich habe schon viele Gespräche mit Tibetern geführt, welche



**«Wichtiger als der Wille zur Karriere ist der Wille zur richtigen Ausbildung.»**

Isabelle Homberger Gut, lic. iur.,  
dipl. Steuerexpertin,  
Senior Manager, KPMG AG, Freiburg

**Isabelle Homberger Gut geb. 1967** | verheiratet und Mutter von zwei Kindern | 1998 dipl. Steuerexpertin | Spezialistin im Fachbereich MWST | Mitglied des Kompetenzzentrums MWST der Treuhand-Kammer | ehemalige Mitarbeiterin bei der ESTV | über 10 Jahre Erfahrung in der MWST-Beratung | sie spielt Geige in einem Sinfonieorchester |

**Steuerberatung: Wo Karrieren ihren Anfang nehmen. [www.treuhand-kammer.ch](http://www.treuhand-kammer.ch)**

noch in Tibet gelebt haben. Und keiner erzählt mir annähernd solche Scheusslichkeiten, wie Sie sie verbreiten. *Simon Schmuki, Biel*

Ich empfinde tiefstes Mitgefühl für Sie, denn wer einen solch provozierenden, für viele Menschen verletzenden, auf Effekthascherei ausgerichteten Bericht veröffentlicht, ist auf das Mitgefühl seiner Mitmenschen angewiesen. Nur werden Sie es nicht spüren, da Mitgefühl, wie so vieles, was uns umgibt, nicht nachweisbar ist. *Sibylle Klingenfuss Sailer, St. Gallen*

### Vielleicht sollte man sich mehr geniieren

Nr. 10 – «Verschleppen, vertuschen, verleugnen»; Alex Baur über Fürsorgemissbrauch

Bei dieser Diskussion um Missbrauchsfälle und Führungsschwäche geht es doch um die ganz wesentliche Frage: Wie kann der Sozialstaat gestaltet werden, damit er überhaupt bezahlbar bleibt? Wichtig scheint mir vor allem die grundsätzliche Einstellung der Menschen – besonders der verantwortlichen Fachleute – zur Sozialhilfe im Allgemeinen. Offensichtlich finden es viele Leute absolut normal und nicht peinlich, am Tropf der staatlichen Fürsorge zu hängen. Solange sie aber kein Sozialarbeiter zum Handeln zwingt, richten sich Betroffene ganz bequem ein. Sie sehen keinen Grund, etwas an ihrer Situation zu ändern. Insbesondere dann nicht, wenn sie mit einer schlecht bezahlten Arbeit sogar weniger Geld zur Verfügung haben als mit Sozialhilfe. Vielleicht sollte man sich wieder vermehrt geniieren müssen, überhaupt Sozialhilfe zu beantragen. *Dora Bigler, Bern*

### Intellektuelles Mittelmass

Nr. 10 – «Gleichgewicht des Schreckens»; Pia Reinacher über den SF-«Literaturclub»

Elite bedeutet «Auslese der Besten». Deshalb wohl sind in der heutigen Zeit der Mittelmässigkeit das Substantiv «Elite» und das entsprechende Adjektiv «elitär» zu Unwörtern verkommen. Die Deutschschweizer Fernsehverantwortlichen zwingen alle Zuschauer zu Sendungen mit «anspornendem Vergnügen». Damit projizieren sie ihr eigenes intellektuelles Mass: die Mittelmässigkeit, die vor allem darin besteht, viele deutsche Sendungen zu kopieren und zu helvetisieren. Der «Literaturclub» gehört, zusammen mit Dok-Sendungen, zu den intellektuell gehobeneren Beiträgen des SF. Und nun wird er als eine Art Fossil verunglimpft, weil er – für Banausen – zu wenig Unterhaltungswert bietet. Muss das Fernsehen denn nur unterhaltsam sein? Anstatt das Niveau der Programme zu heben, rutscht es immer tiefer. Elitäre Sendungen könnten quotensteigernde Nischen sein. Vorausgesetzt natürlich, die Verantwortlichen des SF stellen selber eine Elite dar.

*Doris Schöni, Muri*

# Diktat der Waage

Die Schweizer Männer werden immer dicker. Noch ist Übergewicht aber vor allem ein Frauenthema. Zu Unrecht. Forscher ergründen die evolutionären Ursachen der männlichen Fettleibigkeit. Es ergeben sich Aufschlüsse, wie man nachhaltig abnimmt. *Von Kai Michel*

Menschen treffen am Tag rund zweihundert Entscheidungen, die mit Essen zu tun haben. Das fand der amerikanische Ernährungspsychologe Brian Wansink heraus. Frühstück: ja oder nein? Cornflakes oder Müesli? Kleine oder grosse Schüssel? Jedes Mal, wenn wir im Büro am Teller Kekse vorbeikommen, entscheiden wir, ob wir zugreifen oder nicht. Nach der Arbeitszeit sind wir gefordert, wenn McDonald's lockt oder das Feierabendbier. Und erst recht abends vorm Fernseher.

Frauen wägen solche Entscheidungen genau ab und zählen die Kalorien mit; Männer machen sich da wenig Gedanken. Ernährungsfragen werden ihnen meist abgenommen. «Nimm noch etwas», sagte schon die Mutter, «damit du gross und stark wirst.» Später weiss die Ehefrau, was ihn besänftigt, kommt er abgesehen heim. Dann will er kein gedünstetes Gemüse, sondern ordentlich was auf den Teller. «Darf es noch mehr sein?» – «Gerne.» – «Noch ein Glas Wein?» – «Nur zu.» Männer sind Genussmenschen. Und sie haben zu wenig Selbstdisziplin.

Allerdings: Die Zahl der Männer wächst, die jeden Tag auf die Waage steigen und fluchen, wenn das Display 200 Gramm mehr anzeigt. Eine Umfrage der Fitness-Zeitschrift *Men's Health* unter ihren Lesern ergab, dass 91 Prozent von ihnen unzufrieden mit ihrem Gewicht sind. «Das ist sicher nicht repräsentativ», konstatiert der Zürcher Psychologe Markus Fäh. «Aber seit einer ganzen Zeit schon lastet ein zunehmender Druck auf den Männern. Es reicht nicht mehr, nur erfolgreich oder intelligent zu sein. Auch das Äussere muss stimmen», sagt der Autor von «Der perfekte Mann». Im Gefolge von Homo- und Metrosexualitäten, orchestriert von Calvin Klein und David Beckham, wird bereits der «Adonis-Komplex» diagnostiziert: das konstante Messen des eigenen Körpers an einem Ideal, das selbst einem griechischen Gott schmeicheln würde.

## Body-Mass-Index ausser Kontrolle

Doch man darf sich von diesem Bild nicht täuschen lassen: Noch ist es eine Avantgarde, die sich für jedes Stück Schokolade mit einer Strafrunde durch den Park kasteit. Die Masse macht sich wenig bis keine Gedanken um ihr Gewicht; sie legt zu, still und leise, Jahr für Jahr.

Das zeigt die Statistik: In der Schweiz sind nach Angaben des Bundesamts für Statistik 2007 46,4 Prozent der Männer über 15 Jahren

übergewichtig, aber nur 28,6 Prozent der Frauen. Sieht man sich die besonders relevante Altersgruppe der 35- bis 64-Jährigen an, tragen bald doppelt so viele Männer zu viel Gewicht mit sich herum wie Frauen (54,5 zu 31 Prozent). Als übergewichtig gilt ein Body-Mass-Index von 25 bis 29,9 (BMI: Körpergewicht in Kilogramm, geteilt durch das Quadrat der Körpergrösse in Metern). Ab 30 gilt man als adipös, fettleibig.

Höchste Zeit, dass Männer etwas dagegen tun. Insbesondere weil Übergewicht für sie deutlich gefährlicher ist als für Frauen. Aber Männer haben mit einer ganzen Reihe von Handicaps zu kämpfen.

## Globale Bedrohung

Längst sind die überschüssigen Pfunde zu einer globalen Bedrohung geworden. Seit der Jahrtausendwende gibt es erstmals mehr Übergewichtige als Unterernährte auf dem Planeten. Die Weltgesundheitsorganisation WHO spricht bereits von einer *global obesity epidemic*. Seit Jahren zeigt auch in der Schweiz die Kurve nach oben. «Wir gehen amerikanischen Verhältnissen entgegen», sagt Fritz Horber, Chefarzt am Adipositas-Zentrum der Klinik Lindberg in Winterthur und einer der führenden Ernährungsexperten der Schweiz. Eine Trendwende ist nicht in Sicht.

Die allgemeinen Gründe dafür sind bekannt. Für immer mehr Menschen ist der alte Traum vom Schlaraffenland in Erfüllung gegangen: Wunderbare, hochenergetische Nahrung ist immerzu verfügbar – und anstrengen, um sie zu bekommen, müssen wir uns auch nicht. Die Mikrowelle anschmeissen oder zum Telefon greifen reicht. Hinzu kommt der Mangel an Bewegung: Wir sitzen den ganzen Tag bloss noch herum.

Dass wir immer mehr zunehmen, ist nicht, wie lange angenommen, eine Frage des schlechten Charakters oder mangelnden Willens. Die Wissenschaft zeigt: Die Evolution hat uns, Männer und Frauen, nicht geschaffen für eine Welt des Überflusses, immer mehr Menschen besitzen eine genetische Disposition dazu, mehr Ressourcen anzuhäufen, als sie je verbrauchen können (siehe S. 36).

Natürlich steigt deshalb die Zahl übergewichtiger Frauen ebenfalls. Aber nicht so sehr wie die der Männer. Auch das zeigen die Statistiken: Die Schere zwischen den Geschlechtern wird grösser. Ein deutlicher Hinweis darauf, dass Männer mit den heutigen Herausforderungen in Sachen Ernährung schlechter umgehen können. Die Gründe dafür liegen nicht nur in den traditionellen Geschlechterrollen oder mangelnder Selbstdisziplin. Sie reichen tief ins Dunkel der menschlichen Vorgeschichte zurück.



*Jäger und Sammler:* Verlegerpaar Marquard-Lehmann.





*Griechischer Gott*: Skulptur «David» von Michelangelo (1475–1564).

## Rache der Raubtiere

Bei Übergewicht spielen die Gene eine entscheidende Rolle. Wie konnte sich eine schädliche Erbanlage durchsetzen?



Ende im Schlund wilder Tiere: Urmenschen auf Bärenjagd.

Manche Menschen können fressen und fressen und nehmen trotzdem nicht zu. Andere setzen dafür beim bloßen Zusehen Pfunde an. In den letzten Jahren hat die Wissenschaft aufgezeigt, welche wichtige Rolle die Vererbung in Sachen Gewicht spielt. Mit dem FTO-Gen wurde vor zwei Jahren das erste gewichtsrelevante Gen identifiziert: Wer eine Kopie davon im Erbgut besitzt, hat ein 30 Prozent größeres Risiko, übergewichtig zu werden; zwei Kopien erhöhen die Wahrscheinlichkeit um 70 Prozent und führen im Durchschnitt zu drei Kilo mehr auf den Hüften als bei Menschen, die keine FTO-Varianten besitzen. Immer neue Gene und Gendefekte werden identifiziert, die einen Einfluss auf das Gewicht haben.

Eindrucksvoll sind auch die Zwillingsstudien des amerikanischen Forschers Mickey Stunkard: Der Body-Mass-Index (BMI) von eineiigen Zwillingen, die bei unterschiedlichen Familien aufgewachsen sind, ähnelt im Erwachsenenalter nicht dem ihrer Adoptionsfamilie, sondern dem ihres Zwillingsgeschwisters. Erziehung spielt also kaum eine Rolle: Jane Wardle und Robert Plomin (University und King's College London) kamen vor kurzem zum Schluss, dass die Erbllichkeit des BMI bei stolzen achtzig Prozent liegt.

Nun hat sich das menschliche Erbgut in den letzten zwanzig, dreissig Jahren nicht verändert. Dass die Menschen seither enorm an Gewicht zulegen, ist mit zwei Entwicklungen zu erklären: mit der ständigen Verfügbarkeit von billiger, fett- und zuckerreicher Nahrung auf der einen Seite und dem dramatischen Rückgang physischer Aktivität auf der anderen. Die gesundheitsschädlichen Folgen der Übergewichtsepidemie sind immens.

### Hungersnöten getrotzt

Was ist da schiefgelaufen? Wie konnte sich in der Evolution die so schädliche genetische Disposition durchsetzen, Fett in übertriebenem Mass anzusetzen? Darüber wird eifrig diskutiert: Der Genetiker James Neel ging davon aus, dass das, was heute katastrophale Folgen zeitigt, einst das Überleben sicherte. Seine noch immer populäre *thrifty gene*-Hypothese (*thrifty*: sparsam, haushälterisch) sagt, dass in der Vorgeschichte jene einen Überlebensvorteil hatten, die in Zeiten der Fülle genügend Reserven bilden und so die nächste Mangelsituation überleben konnten. «Wir sind die Nachkommen jener, die allen Hungersnöten trotzten», sagt Steve Bloom, einer der weltweit führenden Gewichtsexperten vom Imperial College London. «Unsere Vorfahren waren die, die selbst den letzten Brotkrumen in sich hineinstopften.» Fatalerweise legen unsere Kör-

per noch heute Fettreserven an – für eine Hungersnot, die niemals kommt.

Die *thrifty gene*-Hypothese, wenden Kritiker ein, hat einen Haken: Wenn die guten Futterverwerter-Gene ihren Besitzern tatsächlich einen enormen Überlebensvorteil brachten, dann müssten sie sich im Verlauf der Jahrhunderttausende längst unter allen Menschen verbreitet haben. Warum also sind wir dann heute nicht alle fett?

John Speakman, Biologieprofessor an der University of Aberdeen, hat eine neue Theorie. Sie basiert auf dem mittlerweile allgemein akzeptierten Konzept, dass Menschen über ein homöostatisches Energiesystem verfügen, das mit Hilfe der Hirnregion des Hypothalamus unser Körpergewicht in einem bestimmten Rahmen hält. Weicht das Gewicht zu sehr nach unten oder oben ab, setzt der Körper alles daran, es wieder ins Lot zu bekommen: Den Jo-Jo-Effekt, die scheinbar unvermeidliche Gewichtszunahme nach Diäten, kennt jeder.

Während der Evolution bildeten sich Ober- und Untergrenze dieses Gewichtsregulierungssystems heraus: Unterschritten unsere Primatenvorfahren ein bestimmtes Gewicht, starben sie bei der erstbesten Dürre oder hatten bei Krankheiten nichts zuzusetzen. Wurden sie zu dick, fielen sie schnell einem Raubtier zum Opfer. So pendelte sich das genetisch definierte Gewicht, wie bei anderen Tieren auch, in einem bestimmten Spektrum ein.

Als unsere Vorfahren aber anfangen sich in Gruppen zu organisieren und das Feuer dienstbar zu machen, endeten jene Individuen, die durch zufällige genetische Mutationen dicker waren als die anderen, kaum noch im Schlund wilder Tiere – und konnten folglich ihre Gene weitergeben. So wurde bei ihren Nachkommen die Obergrenze des gewichtsregulierenden Systems ausser Kraft gesetzt. Da in prähistorischen Zeiten die Umweltbedingungen zudem kaum je so waren, dass Individuen richtig fett wurden und an entsprechenden Krankheiten litten, verbreiteten sich ihre Erbanlagen durch zufällige genetische Drift immer mehr in der Menschheit.

Speakman kann also mit seiner Theorie erklären, warum manche Glückliche auch heute essen können, was sie mögen, ohne dick zu werden – bei ihnen ist die alte Gewichtsobergrenze des Regulierungssystems noch intakt. Viele andere haben, evolutionär besehen, einfach das Pech, als genetisch besonders veranlagte gute Futterverwerter in ein Schlaraffenland geboren worden zu sein, in dem ihnen das Essen fast in den Mund fliegt, ohne dass sie sich je ernsthaft bewegen müssten. Kai Michel



Was die Sache prekär macht: Übergewicht ist für Männer bedrohlicher als für Frauen. «Es ist erschreckend», sagt Fritz Horber von der Klinik Lindberg. In der Folge von Übergewicht nehmen Herz- und Kreislaufkrankheiten zu, ebenso Stoffwechselstörungen und Diabetes Typ II. Während sich aber bei Frauen das Fett hauptsächlich um Oberschenkel und Hüften schmiegt (Birnenform), horten Männer es im Bauch (Apfelform). Und weil es sich bei den Fettdepots um toxisches Gewebe handelt, setzt es dort den Organen massiv zu. «Übergewicht ist für Männer sehr bedenklich», sagt Horber. Es ist einer der Gründe, warum Männer im Schnitt früher sterben als Frauen.

Warum gilt Gewicht dann in der Öffentlichkeit nicht als das Männerthema schlechthin? Das wird sich ändern, da ist sich Ernährungsexperte Horber sicher. Dafür sorgen schon die explodierenden Gesundheitskosten. Allein die direkten Kosten des Übergewichts beziffert er in der Schweiz auf zwei bis drei Milliarden Franken pro Jahr. Es muss sich etwas tun. Bis dahin ist es jedoch noch ein weiter Weg.

Sich ums Gewicht zu sorgen, gilt als Frauenthema par excellence. Mädchen lernen von klein an, auf ihr Gewicht zu achten, keines wird als «tüchtiger Esser» für seinen «gesunden Appetit» gelobt. Das ist Jungensache. «Spätestens mit der Pubertät», sagt die Soziologin Monika Setzwein, «schärft sich bei ihnen das Bewusstsein, den eigenen Körper als Kapital anzusehen.» Der Selbstwert wird stark an die äussere Erscheinung geknüpft. Schliesslich weiss sich der weibliche Körper ständigen Blicken ausgesetzt. Das Diäthalten, sagt Setzwein, ist deshalb eine der frühesten Praktiken, mit der sich Frauen als solche beweisen. In der Konsequenz verzehren sie mehr frisches Obst

und Gemüse, greifen häufiger zu Vollwertwaren und Rohkost und leben öfter vegetarisch. Männer lernen dagegen früh, ihre Identität durch Fleisch- und Alkoholkonsum zu demonstrieren. Selten sind die Geschlechterrollen so klar festgelegt: Männer hauen rein, Frauen nehmen eine kleine Gabel Vegetables zu sich.

Dass die geschlechtsspezifischen Ideale grundverschieden sind, befindet auch Karen Miller-Kovach, Chefwissenschaftlerin von Weight Watchers International. «Frauen wollen schlank sein, Männer gross und stark.» Der Satz «Du bist aber dünn» schmeichelt keinem Kerl. «Es gibt leider kaum Studien, die die Differenzen zwischen den Geschlechtern untersuchen», klagt Miller-Kovach. Schlimmer noch: Obwohl Männer in der Medizin als Standardforschungsobjekte dienen, ist es hier umgekehrt: Achtzig bis neunzig Prozent der Probanden sind Frauen. Folglich sind Rezepte fürs Abnehmen auf sie zugeschnitten und Diäten Frauensache.

### Therapien gegen Fett

Männer werden alleingelassen. In Kindheit und Jugend für ihren guten Appetit gelobt, registrieren sie kaum, wenn sie mit dreissig, vierzig Jahren den Gürtel weiter schnallen müssen, weil sie sich nicht mehr so viel bewegen wie früher. Während Frauen sich einmal im Jahr beim Frauenarzt durchchecken lassen, suchen Männer nur im Ausnahmefall den Hausarzt auf. «Zwischen männlichem Arzt und männlichem Patienten wird das Thema Übergewicht oft bagatellisiert», sagt Christen-Hess, «nach dem Motto: Jaja, wir Männer haben unser kleines Problem mit dem Bauch.» Den Hausärzten fehlt es an Wissen, wie auf

Übergewicht zu reagieren ist, erklärt Fritz Horber. «Sie haben die nötigen, sehr zeitaufwendigen Therapieformen nirgends gelernt.» Heinrich von Grünigen pflichtet bei: «Die Ärzte sagen dem Patienten: «Kommen Sie wieder, wenn Sie abgenommen haben»», erzählt der Präsident der Schweizerischen Adipositas-Stiftung. «Der steht dann da und weiss nicht, wie das geht.» Auch das ein Grund, warum Diäten so katastrophal enden: Rund neunzig Prozent jener, die eine ausprobieren, sind nach einem Jahr dicker als zuvor (siehe Seite 38).

---

## Zufall oder Finte der Evolution: Frauen sind besser angepasst an die heutige Welt der Überfülle.

---

Um das Thema Gewicht Männern überhaupt nahezubringen, werden unbeholfene Wege eingeschlagen. Martin Kunz, Wissenschaftsredaktor des Magazins *Focus*, hat gerade «Die Männer-Diät» geschrieben – aufgemacht wie eine Auto-Betriebsanleitung. «Wenn Männer so gut gewartet wären wie ihre Fahrzeuge», erklärt Kunz, «würde garantiert nicht jeder Zweite eine herzfunktgefährdende Wampe mit sich herumschleppen.»

Werden Frauen bisher bemitleidet wegen des Gewichtsdictats, unter dem sie stehen, wird dabei ein Aspekt übersehen: Solche Zwänge haben einen positiven Nebeneffekt. Frauen widerstehen der grassierenden Übergewichtsepidemie eher. Zufall oder Finte der Evolution: Frauen sind besser angepasst ans moderne Schlaraffenland, Männer deutlich im Nachteil: Sie sind dicker, von schlechterer Gesundheit und ihre Bereitschaft, etwas zu ändern, indem sie in der Kaffeepause etwa ein Rüeblknabbern, ist auch nicht wirklich ausgeprägt.

### Glückliche Dicke

Der breiten Mehrheit fehlt es schlicht am Bewusstsein: Obwohl Männer öfter betroffen sind und das Fett ihnen gefährlicher wird, sind nur zwei von zehn Personen, die in Horbers Übergewichtssprechstunde kommen, männlich. Auch in der Beratung der Adipositas-Stiftung sind von zehn Ratsuchenden gerade drei Männer. «Und man weiss nie, ob die nicht von ihren Frauen hergeschickt wurden», sagt von Grünigen. Viele Männer glauben, mit ihrem Gewicht sei alles in Ordnung. Eine kanadische Studie fand 2001 heraus, dass die Hälfte der Männer mit Übergewicht der Ansicht ist, normalgewichtig zu sein. Zum Vergleich: Die Hälfte der Frauen mit Normalgewicht hielt sich für zu dick.

Wie sehr sich die Geschlechter unterscheiden, demonstriert auch die Forschung Kenneth M. Carpenters von der Columbia University: Bei über 40 000 Menschen analysierte sein Team den Zusammenhang von Gewicht, De-



**Männer hauen rein:** Komiker Oliver Hardy und Stan Laurel.

pression und Suizidgedanken: Bei Frauen stieg mit dem Übergewicht die Wahrscheinlichkeit, an schweren Depressionen zu leiden, um 37 Prozent. Bei Männern hingegen liess Übergewicht dieses Risiko sinken. Ein Bauch macht Männer glücklich! Warum? Der Blick in die Vergangenheit hilft, das zu verstehen.

«Der Mann ist ein <big eater>», sagt Ernährungsexperte Horber, «die Frau eine Snackerin.» Eine Studie von Gene-Jack Wang vom Brookhaven National Laboratory in New York zeigte Anfang des Jahres, dass Männer Hunger besser unterdrücken können als Frauen. Die Vermutung liegt nahe, darin ein Erbe unsrer Jäger- und Sammler-Vergangenheit zu sehen: Solange die Männer dem Grosswild hinterherpirschten, mussten alle Körperbedürfnisse warten. Aber war das Mammut, der Auerochse endlich erlegt: welch ein Festmahl! Das war die Belohnung für alle Strapazen – wer weiss, wann es das nächste Mal etwas gab.

Die Frauen hingegen, eher mit dem Sammeln von Früchten und Wurzeln beschäftigt, zudem wegen der Kinder ans Haus gebunden, standen eher in der Versuchung, mal eine Kleinigkeit zu naschen. «Da ist viel Spekulation bei», sagt Steve Bloom, einer der weltführenden

«Der Mann ist ein <big eater>», sagt Ernährungsexperte Horber, «die Frau eine Snackerin.»

den Gewichtsspezialisten vom Imperial College London: «Klar ist aber, dass Frauen die Männer schon immer mit ihrem Körper in den Bann ziehen mussten.» Der sollte Gesundheit und Fruchtbarkeit anzeigen. «Starkes Übergewicht schadete der Attraktivität und damit dem Fortpflanzungserfolg.»

Sehr spannend ist ein Experiment, das der amerikanische Ernährungspsychologe Brian

## Ernährung

# Fünzig Kalorien weniger

Diäten helfen nicht abzunehmen. Was können wir dann tun? Kleine Entsaugungen erzielen grosse Wirkung.



In zehn Jahren zwanzig Kilo.

«Diäten machen dick», sagt Fritz Horber. Je nach Studie sind 85 bis 95 Prozent der Menschen ein Jahr nach der Schlankheitskur schwerer als davor. «Jedes Medikament mit einer solchen Misserfolgsquote wäre längst verboten», schimpft der Chefarzt des Adipositas-Zentrums an der Winterturmer Lindberg-Klinik.

«Bei den meisten Diäten geht es darum, sich etwas zu versagen: Kohlenhydrate, Fett, Snacks, Pizza oder Schokolade», führt der amerikanische Ernährungspsychologe Brian Wansink aus. «Leider funktionieren solche Diäten aus drei Gründen nicht: Erstens: Unser Körper wehrt sich dagegen. Zweitens: Unser Verstand wehrt sich dagegen. Drittens: Unsere alltägliche Umgebung wehrt sich dagegen.»

Unser Stoffwechsel funktioniert effektiv: Steht viel Nahrung zur Verfügung, kurbelt er die Verbrennung an. Bekommt er weniger Nahrung, drosselt er sie. Diese Effizienz half unseren Vorfahren, harte Winter zu überstehen. Heute schadet sie eher. Isst man zu wenig, stellt der Körper auf Erhaltungsmodus um und macht es uns schwer, Pfunde loszuwerden.

«Wir müssen tunlichst vermeiden, das energieregulierende Zentrum im Gehirn zu stören», sagt Horber. Die Folge davon ist der Jo-Jo-Effekt, der ins Unglück führen

kann. «Man nimmt drei Kilo ab und fünf wieder zu», sagt Horber, «dann wieder vier ab und zehn zu.» Menschen, die einen leicht übergewichtigen BMI von 26, 27 haben, aber gesund sind, rät Horber deshalb oft ab abzunehmen. Die Gefahr ist gross, dass das der direkte Weg in die Fettleibigkeit wäre.

Wer abnehmen will, muss sein Leben dauerhaft ändern, sagt Horber. Das fängt mit Bewegung an: «Mit unseren vorwiegend sitzenden Tätigkeiten verbrennen wir im Schnitt gerade dreihundert Kalorien.» Das entspricht viertausend Schritten. «11 000 Schritte (fünf Kilometer) sind aber allein nötig, um unser Gewicht zu halten.» Und noch entscheidender ist es, die Energiedichte unserer Nahrung zu senken: weniger fett, weniger süss.

Schon kleine Energiemengen erzielen eine grosse Wirkung. Täglich fünfzig Kalorien zu viel – ein kleiner Apfel – führen in zehn Jahren zu zwanzig Kilo mehr Gewicht. Das bedeutet aber auch Einsparpotenzial. «Auf flüssige Kalorien lässt sich leicht verzichten», sagt Horber, «etwa auf den Orangensaft am Morgen: Schon hat man hundert Kalorien weniger.»

Solche Interventionen bemerken wir nicht – ein grosser Vorteil. «Wenn wir uns bewusst sind, dass wir verzichten, wird unsere Sehnsucht immer grösser», erklärt Ernährungspsychologe Wansink. Die meisten Abnehmwilligen reduzieren als Erstes ihre Lieblingsgerichte – ein Fehler. Vielen fällt es noch leicht, sich am Tag zu disziplinieren. Spätestens abends meldet sich der Hypothalamus, das Steuerzentrum des vegetativen, unbewussten Nervensystems, und fordert uns auf, das Energiedefizit auszugleichen: auf der Stelle mit der Packung Chips dort! «Sich diesem Impuls mit dem Grosshirn entgegenzustemmen, ist ein hartes Stück Arbeit», sagt Horber. Das klappt einen Tag, eine Woche – wehe aber, es kommt eine schwache Minute.

Deshalb empfiehlt Brian Wansink, unseren unbewussten Spielraum zu nutzen: «Die Differenz zwischen 1900 und 2000 Kalorien bemerken wir nicht», sagt Wansink, «aber sie verhilft uns im Lauf eines Jahres zu zehn Pfund weniger.» Das Abspecken mag zwar so etwas langsam gehen, dafür ist die Chance gross, dass es von Dauer ist.

Kai Michel



**ERLEBNIS  
SPA-WELLNESS  
INKLUSIVE!**

**FRÜHLINGS-  
SONNE FÜR DIE SEELE**

Zurücklehnen und im Anblick der Engadiner Bergwelt versinken.  
Grosser SPA-POOL-BEAUTY & Therapie-Bereich – Kinderclub. Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen und Loipen.

7 Tage Zi./Frühst. ab CHF 1145.– (im DZ p.P.)  
Wintersaison bis 19. April 2009



**CRESTA PALACE**  
\*\*\*\*\*  
CELERINA HOTEL - SPA

Cresta Palace Hotel CH-7505 Celerina/St. Moritz  
Tel. 081 836 56 56, Fax 081 836 56 57, www.crestapalace.ch  
H.P. + E. Herren



Wansink durchführte: Zwei Gruppen von je siebzig männlichen Studenten wurde die Geschichte von Brad vorgelegt, der mit seiner neuen Flamme im Kino sitzt. Die eine Gruppe erfuhr, dass Brad dort eine ganze Tüte Popcorn vertilgte; der anderen Gruppe wurde mitgeteilt, dass er sich mit ein paar Handvoll zufriedengab. Anschliessend wurden beide Studentengruppen nach ihrem Urteil über die beiden Brads befragt. Dabei wurde jener, der lustvoll alles aufgefuttert hatte, als deutlich zupackender und männlicher beschrieben. Und obwohl sonst alles in den Geschichten übereinstimmte, trauten sie ihm zu, beim Gewichtheben zehn Kilo mehr zu stemmen als der massvolle Brad.

«Wir Männer tun ziemlich viele Dinge, um Frauen zu beeindrucken.»

Wansink führte das Experiment ein zweites Mal durch – diesmal mit zwei Gruppen Studentinnen. Und die hielten weder den Viel- noch den Wenig-Popcorn-Brad für stärker oder männlicher. «Wir Männer tun ziemlich viele Dinge, um Frauen zu beeindrucken», resümiert Wansink augenzwinkernd. «Die Popcorntüte im Kino zu leeren, können wir definitiv von der Liste streichen.»

Was das Experiment spannend macht: Es waren die Männer, die sich beeindruckt zeigten. Die Völlerei als Signal an Rivalen: Hey, ich bin ein richtiger Kerl! Versuch ja nicht, mir die Frau auszuspannen! In Grossbritannien, wo man sich mit dem Problem übergewichtiger Männer schon länger auseinandersetzt, hat man festgestellt, dass manche Angst haben abzunehmen. «Sie glauben, dann weniger maskulin zu wirken», sagt Ewan Gillon, Direktor am Edinburgh Psychology Centre. «Die bleiben lieber dick.»

Diese evolutionär begründeten Ernährungsmuster der Männer mögen sich in historischen Zeiten bewährt haben, als Mann hart schufte, viel in Bewegung war und die Konkurrenz schon mal mit den Fäusten auf Abstand halten musste. In Zeiten, in denen man sich kaum mehr physisch anstrengt und Essen in Hülle und Fülle vorhanden ist, erweist sich solches Verhalten als verhängnisvoll.

### Für die Waage leidet kein Mann

Höchste Zeit also für einen Strategiewandel. Es krankt vor allem am Bewusstsein: Brigitte Christen-Hess, Ernährungsberaterin in Luzern, ist spezialisiert auf Männerberatung: «Nur einer von fünfzig Männern kommt präventiv zu mir.» Die anderen wurden ihr von Ärzten überwiesen, die bei ihnen das «metabolische Syndrom» diagnostiziert hatten: Fettleibigkeit, kombiniert mit Stoffwechsel- und Herz-Kreislauf-Störungen. «Bei Männern setzt der soziale Druck, etwas tun zu müssen,

erst sehr spät ein», sagt Christen-Hess. Sind die Männer aber erst einmal in ihrer Sprechstunde, zeigen sie sich aufgeschlossen. «Sie sind erst einmal erleichtert, zu sehen, dass sie nicht die Einzigen mit diesem Problem sind», sagt Christen-Hess. Dann aber hat es mit der Psychologie rasch ein Ende.

«Man darf in der Männerberatung nicht zu soft sein. Männer sind an Zahlen und Fakten interessiert.» Auf keinen Fall darf der Eindruck entstehen, ein Mann sei schwach, weil er Hilfe brauche. «Es ist wichtig, ihnen klarzumachen, dass sie eine starke Entscheidung getroffen haben, endlich etwas ändern zu wollen.» Als Ernährungsberaterin stellt sie deshalb den Nutzen in den Vordergrund und macht den Männern klar: «Sie werden leistungsfähiger sein, fitter und besser mit Stress umgehen können.» Das funktioniert: den Mehrwert für Arbeit und Beziehung betonen. «Männer lassen sich leicht über Herausforderungen und Wettbewerb motivieren.» Sie suchen die Konkurrenz. «Für die Waage leidet kein Mann», bestätigt «Männer-Diät»-Autor Kunz. «Drei Wochen lang nur Kohlsuppe zu essen, um drei Kilo abzunehmen, ist für ihn keine Motivation. Was zählt, ist, am Ende fitter zu sein als der Tennispartner.» Da ist er wieder: der alte Adam.

### Statussymbol der Zukunft

Und der ist gefordert: in Zeiten des allgemeinen Übergewichts wird die schlanke, durchtrainierte Figur zum Statussymbol. Einst war es umgekehrt. Allein die Reichen konnten sich barocke Körperformen leisten. Ein Bauch machte lange etwas her: Noch bis vor zwanzig Jahren war ein richtiger Bankier eine stattliche Erscheinung; heute kann ein Bauch in Bankerkreisen zum Karrierehindernis werden. Heinrich von Grünigen kennt Fälle, in denen Mitarbeitern beschieden wurde: «Mit Ihrem Gewicht können Sie bei uns keine Karriere machen.»

Kein Wunder also, dass die Zahl der Männer steigt, die alles über Trennkost wissen, für den Marathon trainieren und keinen Diäten-Artikel im Magazin der Freundin ungelesen lassen. Gleiches Unrecht für alle.

**Brian Wansink:** Essen ohne Sinn und Verstand. Wie die Lebensmittelindustrie uns manipuliert. Campus. 213 S., Fr. 34.90  
**Martin Kunz:** Die Männer-Diät. Betriebsanleitung: Wie Sie in Bestform kommen. Goldmann, 192 S., Fr. 32.90  
**Alan White/Maggie Pettifer:** Hazardous Waist. Tackling Male Weight Problems. Radcliffe. 280 S., ca. Fr. 52.85  
**Karen Miller-Kovach:** Weight Watchers – She Loses, He Loses: The Truth About Men, Women, and Weight Loss. John Wiley & Sons. 242 S., Fr. 42.90  
**Markus Fäh:** Der perfekte Mann. Zytglogge. 247 S., Fr. 36.90

# Ihr Weinkeller empfiehlt:



### Cornalin du Valais AOC

2007, Wallis, Schweiz, 75 cl

Dunkles Rubinrot mit schwarzen Reflexen. Eigenwilliges, kräftiges Bouquet, wie es nur die Rebsorte Cornalin zeigt. Intensiv im Gaumen, schlank-elegant mit präsenten Tanninen.

- Grilladen
- Cornalin
- 16–18 °C
- 4–5 Jahre

**12.95**



### Carpineto Vino Nobile di Montepulciano Riserva D.O.C.G.

2002/2003, Toskana, Italien, 75 cl

Dunkles Purpurrot. Duftet intensiv nach roten Beerenfrüchten, Vanille und schwarzem Pfeffer. Voller Körper mit runden Tanninen. Ein nobler Toskaner mit langem Abgang.

- Braten, Pasta, Risotto
- Sangiovese Grosso, Canaiolo Nero
- 16–18 °C
- 8–10 Jahre

**15.95**



### Marqués de Murrieta Reserva

2002, D.O.C.a Rioja, Spanien, 75 cl

Kräftiges Purpurrot mit ziegelroten Reflexen. Das fruchtige Bouquet deutlicher Barrique-Noten erinnert an rote Beeren. Kräftig im Gaumen mit gut eingebetteten Tanninen.

- Rotes Fleisch, Pasta, Käse
- Tempranillo, Garnacha Tinta
- 16–18 °C
- 8–10 Jahre

**19.95**



Der Weinkeller der Schweiz

Jetzt Wein-Newsletter abonnieren unter: [www.denner.ch/wein](http://www.denner.ch/wein)

# «Mangels Kenntnis der Akten»

Im November 2003 trompetete die Bundesanwaltschaft von einem «Bestechungsskandal» an der Armeespitze. Sie war dem SP-Politiker Andreas Gross auf den Leim gekrochen. Seine Verdächtigungen lösten sich bald in Luft auf. Die Angeschuldigten warten bis heute auf ihre Rehabilitation. *Von Alex Baur*



*Das glaubt ja keiner:* Andreas Gross, SP, schröpft die Eidgenossenschaft wie kein Zweiter im Nationalrat.

Am Anfang stand die einfache Anfrage Nr. 03.1042 von Andreas Gross. «Aus zuverlässigen Quellen» will der SP-Nationalrat im Frühling 2003 erfahren haben, dass die Firma Ascom hohe Offiziere und Spitzenbeamte des Militärdepartements (VBS) mit «Luxusaufhalten» im Ausland besteche. Das Gratisblatt *20 Minuten* nahm die Story auf, *Sonntagsblick* zog nach und kündigte am 15. Juni 2003 eine Strafermittlung der Bundesanwaltschaft an. Diese eröffnete drei Tage später ein Verfahren wegen Bestechung «gegen Unbekannt».

Seltsamerweise war von der Ascom keine Rede. Die Geschichte dreht sich fortan um die Omnisec AG, welche die Armee seit dem Zweiten Weltkrieg mit Chiffriergeräten beliefert. Zusammen mit der Ascom rüstet die Firma seit Anfang der 1990er Jahre die Truppen mit einem neuen Kommunikationssystem aus. Das Projekt soll Ende 2009 abgeschlossen wer-

den. Einmal im Jahr spendierten die beiden Firmen den am Projekt beteiligten VBS-Mitarbeitern ein Nachtessen sowie den Eintritt für eine Opernaufführung im italienischen Verona (Ascom) und im französischen Orange (Omnisec). Damit, so der Verdacht, sollen Entscheidungsträger des VBS «im Hinblick auf künftige Geschäfte» günstig gestimmt worden sein.

## Rufmord auf höchstem Niveau

Am 19. Juni 2003 wurde Martin K., der damalige Verkaufsleiter der Omnisec, zu nächtlicher Stunde von der Bundeskriminalpolizei heimgesucht. Nachdem sie seine Wohnung auf den Kopf gestellt hatten, konfiszierten die Fahnder seinen Computer. K. glaubte an ein Missverständnis, das sich bald klären würde. Die Beamten fanden auch nichts, was er ihnen nicht von sich aus erzählt hätte. Seinen Computer hat er bis heute nicht mehr gesehen.

Nach über fünf Jahren ist das Verfahren immer noch hängig. Martin K., der als äusserst gewissenhaft beschrieben wird, hat nach Aussagen von Kollegen den Rufmord seelisch nicht verkraftet. Er lebt heute in einem Sanatorium.

Im Sommer 2003 schrieb der *Sonntagsblick* die vermeintlichen «Luxusreisli» zum «VBS-Bestechungsskandal» empor. Allerlei Spekulationen überdeckten die magere Faktenlage. Die Bundesanwaltschaft heizte mit vieldeutigen Allgemeinplätzen («Wir ermitteln auf Hochtouren») eifrig mit auf. Ultimativerforderte Hansjürg Wiedmer, der Sprecher der Bundesanwaltschaft, das Parlament zur Aufhebung der Immunität auf: «Die Strafverfolgung von Amtsdelikten dient dazu, das Vertrauen der Bürger in ihren Staat zu schützen.»

Zwei Monate später, im November 2003, erklärte die Bundesanwaltschaft den Fall für faktisch abgeschlossen. «Verdacht auf Bestechung



## Ein unheimlicher Spesenritter

**Andreas Gross (SP) ist der teuerste Parlamentarier aller Zeiten. Er kostet sehr viel Geld – und Ansehen. Von Urs Paul Engeler**

Eine Antwort auf die kleine Frage gab es nicht. Ob es zutrefte, dass Nationalrat Andreas Gross (SP, ZH) pro Jahr Spesen von über 160 000 Franken verursache, wollte SVP-Vertreter Christoph Mörgeli (SVP, ZH) vom Büro des Nationalrats wissen, das den Finanzverschleiss des Parlaments zu kontrollieren hat.

Doch auf die Nachfrage des Journalisten macht ein Aufseher Andeutungen, die etwa so interpretiert werden können, dass Weltenbummler Gross – neben den schönen ordentlichen Vergütungen von rund 110 000 Franken, Generalabonnement 1. Klasse und dergleichen – 2008 offenbar gegen 175 000 Extra-Franken für Flugreisen, Hotels, Taxis und andere Entschädigungen bezogen hat. Zusatzeinkünfte von gegen 500 Franken pro Tag. Gross sagt, dass diese Zahl viel zu hoch gegriffen sei.

Und so greift der Sozialdemokrat zu, der es längst zum Spesenmillionär gebracht hat: Als Mitglied der Schweizer Delegation im Europarat drängt er sich in Strassburg regelmässig für Referate und Auftritte in allen Regionen des Erdballs auf. Diese Begehren werden gerne gutgeheissen – sofern die Schweiz die Reisen und Taggelder bezahle. Dank der (selbstergatterten) Europaratsmandate kann Gross sich anschliessend in Bern die Ausflüge in die weite Welt ohne zweite Bewilligung entgelten lassen. Aktuell hat er sich den «Auftrag» geben lassen, für den Europarat einen Bericht über die Uno anzufertigen, was, versteht sich, ohne weitläufige Exkursionen nicht zu bewerkstelligen ist. Gross selbst sagt, dass er als Mitglied des Präsidialkomitees des Rats automatisch mehr Verpflichtungen habe.

Die Zahlenverhältnisse belegen das Geschick des Linkspolitikers, zu dessen Standardvokabular «Respekt», «Transparenz», «Fairness» und andere Begriffe aus dem Moralarsenal gehören. Die Parlamentarier, die hinter Gross die zweit- oder dritthöchsten Spesen verursachen, verrechnen gemäss Bemerkungen aus der Ratsverwaltung dem Bund für Auslandsreisen maximal 30 000 bis 40 000 Franken pro Jahr, verzehren also nur ein Fünftel der grosschen Zusatzkosten.

Trotz Öffentlichkeitsgesetz bleiben die exakten Zahlen geheim. Auch der Aargauer SVP-Ständerat Maximilian Reimann als Präsident der Europaratsdelegation gibt

keine Beträge bekannt. Immerhin: Ende 2002 publizierte das Parlament eine Vielreiserliste. Mit Auslandspesen von 292 719 Franken innert zweieinhalb Jahren lag, bereits damals, Andreas Gross weit vor allen andern an der Spitze.

### ... und immer wieder Paris

Tschetschenien, die Färöer, Budapest, Kio-to, Venedig, New York, die Azoren, Moskau, Madrid, Barcelona, Tokio, Ottawa, Aserbaidzhan, Kiew, Stockholm, London, Rom oder St. Petersburg und immer wieder Paris waren einige seiner Destinationen. Viele seiner Spesenritte absolvierte der Volksvertreter zudem während der Sessio-nen der eidgenössischen Räte.

«Ich mache genau das, was in der heutigen Krise vom Bundesrat gefordert wird, der sich in der Welt nicht mehr zurechtfindet», verteidigt Gross sein steuerfinanziertes Globetrotting: «Ich reise als fast einziger Politiker und erkläre im Ausland die Schweiz, die Demokratie, den Föderalismus.» Der Nutzen, den er dem Land tatsächlich beschert, ist umstritten. Gemäss Selbstdeklaration zeichnet und verbreitet Andreas Gross das Bild einer undemokratischen Schweiz.

Wäre er hierzulande Wahlbeobachter, erklärte der Berufspolitiker vor einem Jahr in einem Interview mit der *Aargauer Zeitung*, dann würde er in seinem Rapport zuhanden der internationalen Gremien «nachweisen, dass die Schweiz keine fairen Wahlen kennt». Dieses Urteil stützt er allein auf den Umstand, dass die SVP mehr Geld in die Kampagnen stecke als die anderen Parteien. Seine Schweiz-Schädigung gipfelt im Satz, der Parlament, Bundesrat und alle politischen Instanzen bis auf die Kantons- und Gemeindeebene ausnahmslos desavouiert: «Wenn der Prozess, der zu einer Wahl führt, derart unfair ist, fehlt es dem Wahlergebnis an Legitimität.»

Jetzt wollen die parlamentarischen Aufseher, die das parteipolitisch motivierte Treiben bislang toleriert haben, Andreas Gross Schranken setzen. Auch die Schweizer Europaratsdelegation thematisiert an ihrer nächsten Sitzung «die Finanzierung der Einsätze der Parlamentarier neben den ordentlichen Sessionen und der Kommissionsarbeit», wie deren Präsident Reimann nun verspricht.

in der Omnisec-Affäre bestätigt», titelte die NZZ mit Verweis auf Wiedmer. Die «umfangreichen Ermittlungen der Bundesanwaltschaft» hatten gemäss *Mittellandzeitung* den Korruptionsverdacht «erhärtet».

Der Fall lief auch bei angeblich seriösen Blättern unter dem Titel «VBS-Reisli» (*Bund*). In Wahrheit ging es bei den «umfangreichen Ermittlungen» lediglich um ein Ticket für die Oper (Fr. 200.–) sowie ein Nachtessen (Fr. 75.–) plus Apéro (Fr. 25.–). Beim alljährlichen «Schulreisli», wie es in jedem Betrieb üblich ist, hatte sich die *Omnisec* gegenüber einem Dutzend Projekt-Mitarbeitern erkenntlich gezeigt. Anreise und Hotel bezahlten die Teilnehmer aus eigener Tasche.

Eine derartige Bescheidenheit kann SP-Nationalrat Andreas Gross, der den vermeintlichen «Reisli-Skandal» vom Stapel gerissen hatte, von sich nicht behaupten. Wenige Monate zuvor war bekanntgeworden, dass Gross in drei Jahren Reisespesen von 293 000 Franken generiert hatte – zu Lasten der Steuerzahler und ohne erkennbaren Nutzen (siehe Kasten). Rechtlich entscheidend ist: Die geselligen Anlässe betrafen ein laufendes Projekt und standen nicht im Zusammenhang mit einer allfälligen Vergabe von neuen Aufträgen.

Nach ihrer vollmundigen Vorverurteilung war von der Bundesanwaltschaft zum «Fall Omnisec» denn auch nichts mehr zu hören. Das juristische Rückzugsgefecht, das nun folgte, drang kaum noch an die Öffentlichkeit. Im Februar 2004 sprach die Zürcher Justiz zwei am Projekt beteiligte Informatikprofessoren von Schuld und Strafe frei. Im Juli desselben Jahres belegte die Berner Justiz vierzehn Mitarbeiter des VBS sowie zwei Kaderleute der Omnisec wegen «Entgegennahme» beziehungsweise «Gewährung von Vorteilen» mit Bussen von jeweils einigen hundert Franken. Fünf Offiziere akzeptierten die Strafverfügung, weil sie die Nase voll hatten. Die anderen erhoben Rekurs. Zu Recht, wie heute feststeht.

Nach einem jahrelangen Rechtsgeplänkel wurden neun Rekurse kürzlich rechtskräftig gutgeheissen. Die zu Unrecht angeprangerten Offiziere und Beamten wurden für ihre Umtriebe entschädigt. Hängig ist nach wie vor der Rekurs der beiden Mitarbeiter der Omnisec. Im kommenden Mai wird der Fall vor dem Amtsgericht Bern-Laupen verhandelt.

Der Gerichtspräsident wollte die Verfahren längst einstellen, doch die Bundesanwaltschaft sprach sich dagegen aus – aus Prinzip und ohne Begründung. «Mangels Kenntnis aller Akten verzichten wir auf weitere Ausführung», schrieb Hansjörg Stadler, der zuständige Staatsanwalt des Bundes, in seiner mageren Eingabe zuhanden des Gerichtes. Die Bundesanwaltschaft kann es sich leisten: Noch nie wurde sie zur Rechenschaft gezogen für den Schaden, den sie anrichtet.

# Der Tag, an dem die Wüste brannte

1970 entführten palästinensische Terroristen eine DC-8 der Swissair mit 155 Menschen an Bord in die jordanische Wüste. Der Bundesrat knickte sofort ein. Als die Geiseln bereits frei waren, setzte er drei in Zürich verurteilte Terroristen auf freien Fuss. Die Täter wurden nie verfolgt. *Von Walter Senn*



*Ausgesetzt bei Zerqa:* Swissair-Passagiere.



*Jubelnde Entführer:* Tanz auf den Trümmern.



*Jubelnde Geiseln:* Schweizer Heimkehrer.



*Inferno mit Folgen:* Drei entführte Flugzeuge werden am 12. September 1970 gesprengt.

Sonntag, 6. September 1970, Flughafen Zürich-Kloten, 12.39 Uhr: Swissair-Kurs 100 nach New York hebt mit 143 Passagieren und 12 Besatzungsmitgliedern an Bord ab. 20 Minuten später, die DC-8 IDD «Nidwalden» befindet sich noch im Steigflug, reisst ein unersetzter, nervös wirkender Mann die Tür zum Cockpit auf. Der Unbekannte schiebt die Flugbegleiterin Uschi Gyger vor sich her, die er mit seinem linken Arm im Würgegriff hält. Mit seiner rechten Hand drückt er ihr einen 6-mm-Trommelrevolver an die Schläfe.

In einem ersten Reflex lacht Flugkapitän Fritz «Fries» Schreiber schallend beim Anblick des schlotternden Mannes. Er glaubt an einen schlechten Scherz. Das Lachen vergeht dem Captain, der im Ruf steht, «Sardinen mit der Büchse zu essen», ziemlich schnell. Hinter dem Mann mit dem Revolver taucht eine pumelige Frau mit einem eleganten blauen Kos-

tüm und einer roten Schirmmütze auf dem Kopf auf, zwei Handgranaten in den Händen. In gebrochenem Englisch faucht sie Schreiber an: «Ab jetzt bin ich Captain. Steigen Sie auf 8800 Meter Höhe, fliegen Sie nach Damaskus. Das Rufzeichen heisst von jetzt an Haifa.»

Spätestens als er den kalten Stahl einer Granate unter seinem Kinn fühlt, wird Captain Schreiber der Ernst der Lage bewusst. Die Entführerin greift zum Bordmikrofon: «Hier spricht Ihr neuer Flugkapitän Rosmija Odak. Das Flugzeug ist unter Kontrolle der Popular Front for the Liberation of Palestine [PFLP].» Die Piloten müssen ihre Hände auf der Steuersäule halten. Bei der geringsten Bewegung stösst Odak wilde Drohungen aus. Schreiber gelingt es trotzdem, auf dem Transponder den Entführungscodex 7500 einzutippen. Alle Flugsicherungszentren, welche die SR 100 fortan auf dem Radarschirm sichten, erkennen

an einem blinkenden Signal, dass die Maschine entführt worden ist.

Über Funk hört Schreiber, dass 300 Kilometer vor seiner DC-8 bereits eine ebenfalls entführte Boeing-707 der amerikanischen TWA in den Nahen Osten fliegt. Was er nicht weiss: Zur gleichen Zeit töten israelische Sicherheitsbeamte an Bord einer El-Al-Maschine auf dem Flug von Tel Aviv nach New York einen palästinensischen Entführer und ringen seine Komplizin nieder. Die Frau heisst Leila Khaled und wird später zum Star der linken Szene; am 1. Mai 2001 wird die palästinensische Terroristin als Gast des Zürcher 1.-Mai-Komitees die offizielle Festrede auf dem Helvetiaplatz halten.

17.55 Uhr: Die DC-8 der Swissair nähert sich in der Abenddämmerung Damaskus. Captain Schreiber will wissen, wo er landen soll. «Auf dem Gaza-Strip», befiehlt die Entführerin. «Nie gehört», murmelt der Captain. Rosmija



Odak wirkt unruhig. Sie gibt Anweisungen, doch von Navigation scheint sie herzlich wenig zu verstehen. Schreiber schlägt vor, in Beirut zu landen. «Wenn Sie das tun», droht die Frau, «spreng ich die Maschine – Sie müssen den Gaza-Strip finden!»

Scheinbar ziellos kreuzt die Maschine über die Levante, immer wieder sucht Schreiber den Horizont nach einem Anhaltspunkt ab. Schliesslich platzt dem «eisernen Fries» der Kragen. «Sternesiech, ich mues doch emal abel!», brüllt er Odak an – auf «Züritütsch».

Die Stimmung ist explosiv. In diesem Moment tauchen links unten zwei Lichterreihen auf. Die Piloten setzen zur Landung an. Die Lichter entpuppen sich als flackernde Feuerchen einer improvisierten Pistenmarkierung. Die Landung auf der nicht befestigten Naturpiste in der Wüste ist ein gewagtes Unterfangen. Der Touchdown auf dem Wüstenboden ist so hart, dass einem Passagier das Gebiss aus dem Mund fliegt. Knapp vor Pistenende bringen die Piloten die DC-8 zum Stillstand.

19.14 Uhr: Fritz Schreiber schiebt das Cockpitfenster zurück. Gewehrsalven, heisse, staubige Luft, verummte Gestalten, heranrasende Jeeps. Die Swissair-Maschine steht auf dem «Gaza Strip» – einem ehemaligen Flugplatz der Royal Air Force bei az-Zarqa (Zerqa), zwanzig Kilometer nordöstlich von Amman. Vor der Swissair-Maschine ist bereits die entführte Boeing der TWA gelandet. Eine VC-10 der britischen BOAC wird später noch folgen. Ein gewisser Abu Fadi, Sprecher der PFLP und Anwalt, übernimmt nun das Oberkommando der Terroraktion.

In den folgenden Tagen werden immer wieder kleine Gruppen von Geiseln freigelassen und in Bussen weggekartt. Am 12. September sprengen die Fedajin die drei leeren Flugzeuge in die Luft. Ein riesiger Feuerball breitet sich über der Wüste aus. Die letzten achtzehn Geiseln – Schweizer, Deutsche, Amerikaner und Briten sowie die Cockpitbesatzung der Swissair DC-8 – stehen auf dem Flugfeld und werden Zeugen des Infernos. Danach werden sie in ein Quartier am Stadtrand von Amman gekartt und in einem Privathaus eingesperrt.

Ein Krieg zwischen der jordanischen Armee und palästinensischen Vertriebenen, der als «Schwarzer September» in die Geschichte eingehen wird, ist in vollem Gang. König Hussein von Jordanien gibt seiner Eingreiftruppe «Red Berets» den Befehl, die Geiseln am 21. September mit Gewalt zu befreien. Die Aktion gelingt, die jordanische Eliteeinheit schlägt die Fedajin in die Flucht und befreit die Gefangenen.

Eine Woche später tritt die letzte der 155 Swissair-Geiseln, Vietnamveteran Kenneth Hubler, seine Heimreise in die USA an. Die Geiseln aus der Schweiz waren bereits zwei Tage zuvor in Zürich-Kloten eingetroffen, wo sie Bundesrat Roger Bonvin persönlich in Empfang nahm.

Was nun folgt, ist bis heute ein bruchstückhaft gelöstes Rätsel: In der Nacht auf den 1. Oktober 1970, nachdem alle Geiseln längst in Sicherheit sind, holen Polizeibeamte in Zürich Mohamed el-Heiga, Amena Dahbor und Ibrahim Yousef aus ihren Gefängniszellen und überführen diese nach Zürich-Kloten. Die drei Palästinenser sind wenige Monate zuvor wegen eines Attentats auf eine Maschine der El Al zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt worden (*Weltwoche* Nr. 10/09). Doch sie wollen ihre Zellen gar nicht verlassen.

Auf dem Zürcher Flughafen steigen die wider Willen Freigelassenen in eine Comet der Royal Air Force. Die Maschine hat in Zürich einen Zwischenhalt eingelegt. An Bord befinden sich neben Leila Khaled, die in London freigelassen wurde, drei palästinensische Terroristen, die in München zugestiegen sind. Um 02.07 Uhr startet die Comet Richtung Kairo.

### Kapitulation vor den Erpressern

Der Zürcher Staatsanwalt Robert Akeret, der als Bezirksanwalt das El-Al-Attentat von Kloten untersucht hatte, ist empört, als er von der Freilassung der Attentäter erfährt. Der Entscheid, offenbar von der schweizerischen, der britischen und der deutschen Regierung koordiniert, stösst insbesondere in israelischen Regierungskreisen auf Unverständnis. Das Ultimatum der Entführer («El-Al-Attentäter gegen Geiseln») hat den Bundesrat via Rundfunk sowie über einen IKRK-Mann erreicht. Offenbar gehen die europäischen Regierungen auf die Erpressung ein, ohne direkt mit der PFLP zu verhandeln.

Der Bundesrat berief sich auf das Notrecht, das ihm in Ausnahmefällen erlaubt, die rechtsstaatlichen Normen ausser Kraft zu setzen. Justizminister Ludwig von Moos (CVP), der anfänglich gegen die Freilassung der Attentäter plädiert hatte, versuchte die Wogen zu glätten: «Der Bundesrat hatte einen einmaligen Entscheid zu treffen [...], doch ist auch der Rechtsstaat in solcher Zwangslage gehalten, human zu handeln.» Welche «Zwangslage» nach der Freilassung allerdings gemeint war, blieb ein Rätsel.

Selbst wenn die Regierung den Erpressern die Freilassung der Terroristen auf geheimen Pfaden offeriert hatte, war dies kein Grund, die Forderung nach der Geiselnbefreiung zu erfüllen – es sei denn, man betrachtet erpresste Zusagen als bindend. Tatsache ist, dass die Schweiz auch später nie etwas unternahm, um der flüchtigen Terroristen habhaft zu werden. Offensichtlich hoffte man insgeheim, künftig vom Terrorismus verschont zu bleiben, wenn man die Terroristen los war. Doch die weiche Haltung bewirkte genau das Gegenteil, wie sich bald herausstellte.

Im Nachgang zur Zerqa-Entführung reichte der Zürcher Journalist und Anwalt Ludwig A. Minelli im Namen von betroffenen Passagie-

ren bei der Zürcher Staatsanwaltschaft Strafanzeige wegen Freiheitsberaubung, Drohung, Nötigung und Raub gegen den PFLP-Chef Dr. George Habasch ein. Gleichzeitig beantragte Minelli bei der Bundesanwaltschaft die Einleitung eines Ermittlungsverfahrens gegen den Zürcher Regierungsrat, den kantonalen Polizeikommandanten und den Direktionspräsidenten der Swissair wegen «Befreiung von Gefangenen» (Art. 310 StGB) – ein Delikt, auf dem immerhin eine Strafanzeige von bis zu drei Jahren Gefängnis steht.

Minellis Klagen mündeten in komplizierte juristische Gefechte und versandeten schliesslich auf dem Instanzenweg. Das Resultat lässt sich etwa so auf den Punkt bringen: Niemand ist berechtigt zu klagen, keine Behörde ist für die Strafverfolgung zuständig. «Ein Rechtsstaat, der einer Erpressung nachgibt, überantwortet sich der Willkür politisch Krimineller», warnte Minelli. Und: «Wird der Staat erpressbar, ist er nicht mehr geschützt.»

Das schnelle Einknicken gegenüber Erpressern hatte einen hohen Preis. Zwischen 1967 und 1976 kam es weltweit zu 385 Flugzeugentführungen, oft mit palästinensischer Beteiligung. Das waren mehr Vorfälle als seit dem Zweiten Weltkrieg. Wohl wurden nun die Sicherheitsvorkehrungen in den Flughäfen verschärft. Die Terroristen verlegten sich auf «weichere» Ziele. Im Sommer 1972 richtete die Palästinenser-Gruppe «Schwarzer September» an den Olympischen Spielen von München beim Versuch, gefangene Terroristen freizupressen, ein Blutbad an.

Weil in Europa die Rechtsstaatlichkeit kapituliert hatte, tötete der israelische Geheimdienst in der Folge fast alle Attentäter von München in einer geplanten Aktion nach den Prinzipien des Faustrechts. 1976 stürmte ein israelisches Kommando in Entebbe ein entführtes Flugzeug, tötete die Entführer und befreite die Geiseln. Ein Jahr später folgte eine deutsche Antiterrorereinheit in Mogadischu dem Beispiel der Israelis und befreite 86 Geiseln. Die Kompromisslosigkeit gegenüber den Terroristen zahlte sich aus: In den folgenden Jahrzehnten ging die Zahl der Entführungen weltweit um rund die Hälfte zurück.

Jahre nach der Entführung der Swissair 100 begegnete Flugbegleiterin Beta Steinegger einem Passagier, der ihr bekannt vorkam. Sein Antlitz war voller Narben, doch die Gesichtszüge hatten sich in ihrer Erinnerung festgesetzt. Es war ihr damaliger Peiniger Abu Fadi, der in der Wüste bei Zerqa die Terroristen kommandiert hatte. Wie sie später erfuhr, stammten die Verletzungen in seinem Gesicht von einer Briefbombe. Sie sprach den Mann leise auf Zerqa an. Er senkte den Blick und antwortete kaum hörbar: «Ich werde Abu Fadi Grüsse ausrichten.» Nie unternahmen die europäischen «Rechtsstaaten» auch nur den Versuch, ihn vor Gericht zu bringen. ○

# «Man muss immer an sich zweifeln»

Hans Vontobel geht noch jeden Tag meist mit dem Tram zur Arbeit, glaubt nicht an die zentrale Stellung des Schweizer Bankgeheimnisses und ist überzeugt, dass viele Verwaltungsräte von Grossbanken keine Ahnung vom Geschäft haben. *Von Carmen Gasser, René Lüchinger und Helmut Wachter (Bild)*

**Herr Vontobel, bezeichnen Sie sich als Banker oder Bankier?**

Ich nenne mich Bankier.

**Sie verwenden also das geflügelte Wort mit dem schönen i drin. Was unterscheidet einen guten Bankier von einem schlechten Banker?**

Man muss immer wieder an sich zweifeln. Entscheidungen hinterfragen, in der Nacht um zwei Uhr aufwachen und überlegen, ob man das Richtige getan hat.

**Sie sind 92. Wie sieht heute Ihr Tagesablauf aus?**

Ich stehe jeden Tag um sechs Uhr auf, lese meine zwei Tageszeitungen und halte eine Viertelstunde Andacht. Danach turne ich eine halbe Stunde, bevor ich an die Arbeit fahre.

**Als Patron mit Chauffeur?**

Meistens mit dem Tram.

**Und dann sitzen Sie in Ihrem Büro und . . .**

. . . meine Aufgabe als Ehrenpräsident ist es, Ideen zu möglichen Entwicklungen zu geben und langfristiges Denken anzuregen. Abends halte ich häufig Vorträge. Zudem ist eines meiner Hobbys die Stiftung Kreatives Alter. Alle zwei Jahre gibt es eine Ausschreibung, bei der über 65-Jährige ihre kreativen Arbeiten einreichen können. Über 500 Arbeiten bekamen wir letztes Jahr. Erstaunlich, was diese Leute heute leisten. Der älteste Studienverfasser ist 100.

**Welche Studie hat er eingereicht?**

Eine Studie aus dem Fachbereich Chemie.

**Ich nehme an, nach über siebzig Jahren an den Finanzmärkten nehmen Sie keine Tipps mehr entgegen und verwalten Ihr Vermögen selbst. Geben Sie uns einen Tipp.**

Ich verwalte mein Vermögen nicht selbst, sondern überlasse das meiner Bank, via Vermögensverwaltungsauftrag. Zudem investiere ich nur in sichere und erstklassige Werte.

**Also in Obligationen?**

Nein, nein. Ich besitze auch Aktien. Im Moment liegt die Aktienquote bei rund dreissig Prozent.

**Wenn Sie über Ihren Berufsstand nachdenken: Was fällt Ihnen heute auf, im Unterschied zu den sechziger, siebziger oder achtziger Jahren?**

Es gibt heute wesentliche Unterschiede zu damals. Früher hat man sich als Bankier

mehr Zeit genommen. Zeit, längerfristig zu denken, über das Jahresende hinaus, Zeit für potenzielle Kunden und Zeit, Informationen über Anlagemöglichkeiten einzuholen. Heute glaubt man, diese Zeit nicht mehr zu haben. Früher kannte man sich, alles war sehr menschlich. Einmal im Jahr sind die europäischen Bankiers im Hotel «Vier Jahreszeiten» in München zusammengekommen. Heute gibt es das nicht mehr.

**Die Informationsvielfalt gegenüber früher ist enorm. Ebenso die Schnelligkeit. Ist das positiv oder negativ?**

Dem einzelnen Individuum sind Grenzen der Aufnahmefähigkeit gesetzt. Heute muss man lernen, sich darauf zu konzentrieren, was wichtig ist. Je mehr Zahlen zur Verfügung stehen, desto grösser das Risiko, darin zu ertrinken, und umso wichtiger, dass man Mitarbeiter um sich hat, die diese Zahlen filtern. Und da ergibt sich bereits ein Problem. Sie haben eine grosse Anzahl von Leuten um sich herum, von deren Informationen sie abhängig sind. Je grösser und komplexer das Unternehmen ist, desto mehr hängt man von diesen Leuten ab, die diese Informationen liefern, und man selbst sitzt im Elfenbeinturm.

**Wann hat dieses Phänomen begonnen?**

Je grösser die Unternehmen geworden sind, desto häufiger traten diese Probleme auf. Man hat immer mehr externe Experten. Ich will nur ein Minimum an Experten und behalte mir immer vor, diesen zu sagen, dass ich ihnen nicht glaube. Die Swissair ist nicht zuletzt an den externen Beratern gescheitert.

**Wann steht man als Bankier am Höhepunkt seiner Karriere? Wenn das Gewinnwachstum zweistellig ausgewiesen wird oder man einen Konkurrenten übernimmt?**

Es ist das typische Merkmal eines älteren Mannes, dass er Anekdoten auspackt. Ich erzähle Ihnen jetzt eine. Kürzlich habe ich in Tallinn vor Studenten einen Vortrag gehalten. Diese haben mich im Anschluss gefragt, was das Rezept für Erfolg ist. Ich habe geantwortet, erstens, zu wissen, was Erfolg für einen persönlich bedeutet, und zweitens, breite Interessen zu verfolgen und nicht nur die Karriere zu sehen. Das ist heute einer der grossen Fehler von jungen Leuten, dass sie nur mehr die Karriereleiter sehen und ihre Ausbildung darauf ausrichten.

**Genau das wird einem in der Schule aber eingebracht.**

Wir müssen heute eine breite Basis haben, man muss Interessen pflegen. Auch in Hinblick auf das Alter. Ich habe gesehen, dass die Menschen, die nur arbeiten, nur Karriere machen, irgendwann in ein Loch fallen. Man ist es sich selber schuldig, und ich rede jetzt nicht als Bankier, sondern als Mensch, dass man sich eine breite Basis schafft. Wenn Sie diese haben, sind Sie auch bei Rückschlägen viel besser positioniert.

**Was ist wichtig für Sie?**

Das ist eine Frage, die mich seit vielen Jahren beschäftigt. Je älter man wird, desto wichtiger ist die Gesundheit. Ebenso, ein gutes Auskommen zu haben mit Menschen. Mir ist bewusst, dass ich sehr unangenehm sein kann. Aber es ist mir ein Bedürfnis, loyal zu sein, ein offenes Verhältnis mit den Menschen zu haben, die um mich herum sind. Das führt dazu, dass Mitarbeiter sich schon mal ausheulen bei mir. Wir bei Vontobel sind noch immer ein wenig wie eine Familie. Darauf lege ich Wert. Auch wenn es bei 1300 Mitarbeitern nicht mehr einfach ist, von Familie zu reden.

**Es ist einfach zu sagen, Geld mache nicht glücklich, wenn man es besitzt, so wie Sie.**

Ich weiss nicht einmal, welche Automarke

---

**«Glücklich zu sein, bedeutet für mich, mit kleinen Dingen dem Glück näher zu sein.»**

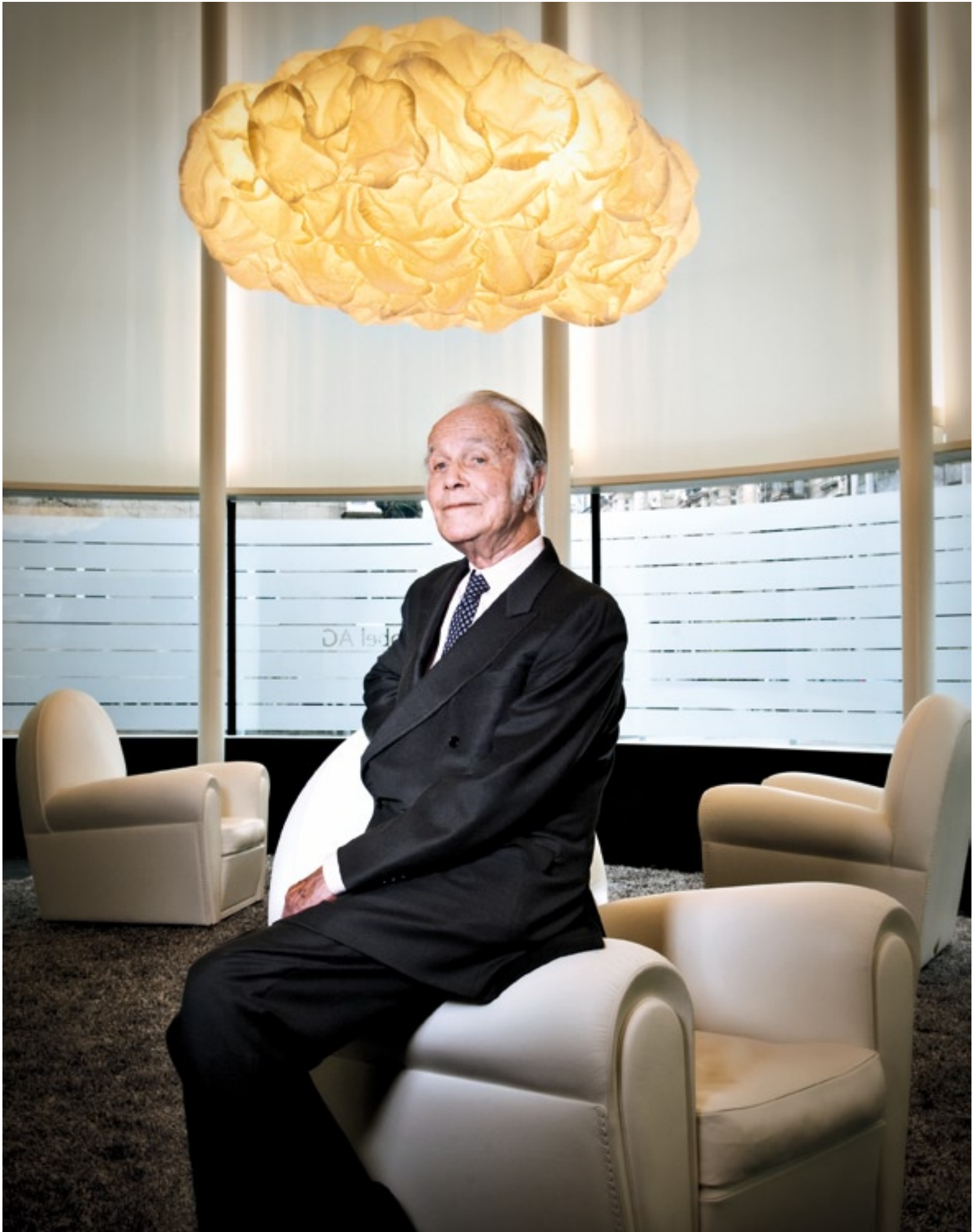
---

ich besitze. Glücklich sein bedeutet für mich, mit kleinen Dingen dem Glück näher zu sein. Beispielsweise wenn ich auf einer Bank am Greifensee sitze, in Niederuster an einem Kiosk ein paar Wienerli kaufe und diese im strömenden Regen genieße. Wichtig ist auch Lektüre für mich. Ich wohne ja alleine, und in der Freizeit lese ich gerne. Gerade habe ich eine Biografie über Abraham Lincoln abgeschlossen. Es ist unglaublich tröstlich, wenn man sieht, was diese Menschen vom Schicksal an Prügel abbekommen haben. Da sind die eigenen Prügel gar nicht so schlimm.

**Prügel?**

Es gibt ein Schlüsselerelebnis für mich, das mir gezeigt hat, dass man in gewissen Positionen ganz allein ist. Ich war befreundet mit den ehemaligen Bundesräten Ernst Brugger und Fritz Honegger. Fritz Honegger sagte einmal, als ich ihn in Bern be-





*Keine Altersweisheit:* Hans Vontobel, 92, ein Bankier, bei dem sich die Mitarbeiter auch mal ausheulen.



**Effektenbörse:** die Vorgängerin der heutigen Börse, als Hans Vontobel ihr Präsident war.

## Hans Vontobel

Hans Vontobel ist mit seinen 92 Lebensjahren der älteste noch aktive Bankier in der Schweiz. Dabei wollte er ursprünglich Medizin oder Biologie studieren. Stattdessen entschied er sich dann doch für ein Jus-Studium und 1943 für den Eintritt in die Bank seines Vaters. Nach dessen Tod 1976 wurde Hans Vontobel alleiniger Chef, seit 1991 ist er Ehrenpräsident. Hans Vontobel hat einen Sohn, der sich aus dem Bankgeschäft zurückgezogen hat, und drei Töchter. Seine Frau Margrit starb vor fünf Jahren nach einer langjährigen Krankheit. Noch immer kontrolliert die Familie Vontobel mit 55,4 Prozent die gleichnamige Zürcher Privatbank.

Hans Vontobels Biografie «Bankier, Patron, Zeitzeuge» ist im Römerhof-Verlag erschienen.

suchte: «Komme wieder, denn ich bin sehr allein.»

**In Ihrer Biografie, die kürzlich erschienen ist, erwähnen Sie, acht Krisen erlebt zu haben. Welches waren die schlimmsten?**

Mir ist vor allem eine in Erinnerung, damals, aus dem Jahr 1962, kurz nachdem ich Präsident der Zürcher Effektenbörse, der Vorgängerin der Schweizer Börse, geworden bin. Wir fanden im Vorstand, dass das Publikum gewarnt werden müsse, aufgrund der hohen Börsenkurse. Auf meinen Wunsch hin wurde also eine Mitteilung herausgegeben, dass wir vor starken Kursreaktionen aufgrund der Exzesse, die stattgefunden hatten, warnten. Worauf wir heftig kritisiert wurden von der Presse. Aber auch die Krise von 2001/2002 ist mir klar in Erinnerung. Wenn diese auch absehbar war.

**Ohne despektierlich zu wirken, Herr Vontobel, das sagen alle im Nachhinein. Aber können Sie das beweisen?**

Ich versuche Entwicklungen nicht wissenschaftlich zu erfassen, sondern Exzesse zu analysieren. Das habe ich 2001 gemacht und in unserem Haus gewarnt. Aber die eigenen Experten bewiesen mir das Gegenteil. Jetzt im Nachhinein sage ich nicht, dass ich es gewusst hätte, das bringt nichts.

**Sie empfinden also die derzeitige Finanzkrise als weniger schlimm wie frühere?**

Für mich ist die derzeitige Krise einmalig, da sie global ist. Was mich stört in dieser Weltwirtschaftskrise, ist, dass über die grundsätzlichen Probleme nicht mehr diskutiert wird.

**Die wären?**

Es gibt nicht nur einen Mangel an Zeit bei

den Bankiers, sondern auch bei den Kunden. Man will in drei Monaten viel verdienen. Es gibt kein richtiges Verhältnis mehr zur Zeit. Man war früher stolz, dass man etwas reifen lassen konnte. Zudem herrscht der Irrglaube vor, dass man mit Zahlen alles beherrschen kann, auch ein globales Unternehmen. Wir müssen uns fragen, wie gross die Risiken von Unternehmen sind, deren Krisenbewältigung selbst für den Staat nicht mehr möglich ist. Wir leben seit dem 18. Jahrhundert in Zeiten von Nationalstaaten. Ich frage mich, ist das für ewig? Oder geht auch die Zeit der Nationalstaaten vorbei?

**Geht sie vorbei?**

Das wissen wir alle nicht. Aber in grosse Entwicklungen rutscht man immer rein. Beim Umsturz in Frankreich 1789 wusste man auch nicht, wohin es geht. Ich habe Angst davor, dass sich unsere kapitalistische Wirtschaft, wie wir sie kennen, dem Ende zuneigt, sollten wir es nicht verstehen, aus dieser Krise grundsätzliche Konsequenzen zu ziehen – und es geht dabei nicht nur um personelle Diskussionen.

**Welche Lehren sollten nun aus dieser Krise gezogen werden? Kleinere Unternehmens-einheiten, moralische Werte in den Statuten zementieren?**

Ein Dienstleistungsunternehmen, und ich spreche jetzt ausschliesslich von Dienstleistungsunternehmen, kann nicht auf allen Gebieten global tätig sein und erfolgreich kontrolliert werden. Es braucht also kleinere Einheiten. Der Grundsatz sollte lauten, nicht grösser, sondern besser zu sein als die anderen.

**Mit diesem Anspruch müssten die Grossbanken aufgespalten oder verkleinert werden.**

Man hat schon früher bei grossen Transaktionen im Emissionsgeschäft immer wieder Syndikate gebildet. Es sollte also möglich sein, dass sich Banken für diverse Geschäfte zusammenschliessen. Zudem frage ich mich, ob wir nicht ein Weltorgan benötigen, das viel mehr überwachend und ordnend eingreifen kann. Die Weltbank per se ist ja nicht unabhängig.

**Und wer soll das finanzieren?**

Das ist eine typische Schweizer Frage. Diese neue Weltbank müsste gar nicht der *lender of last resort* sein, sondern lediglich die jährlich sprunghaft ansteigenden Geldströme zwischen den Banken überwachen und kontrollieren. Das könnten die Staaten problemlos finanzieren.

**Wie konnte es zu diesem Desaster überhaupt kommen?**

Ich habe nicht begriffen, warum sich unsere grossen Institute im Subprime-Markt engagierten. Gut, am Anfang war die Devise: Man will der grösste sein. In den USA natürlich mit amerikanischen Managern, die einem sagen, was man machen muss. Das sind die gleichen Banken, die nein sagen zu einem Privatmann, der seine zweite Hypothek höher belehnen will.

**Kann so etwas wieder passieren?**

Ich habe Angst, dass wir in fünf Jahren wieder dort sein werden, wo wir jetzt sind, wenn die grossen Schweizer Finanzinstitute glauben, verlorenes Terrain in den USA durch weiterhin aggressive Geschäftspolitik zurückbekommen zu müssen.

**Auch die Bank Vontobel hat Fehler gemacht. Prozyklisch wurde das Investmentbanking in den letzten Jahren aufgebaut, um es jetzt wieder runterzufahren. Auch in anderen**





*Direktionsstab der Bank Vontobel 1969: Hans Vontobel 4. v. l., damals 52 Jahre alt.*

**Bereichen werden jetzt Mitarbeiter abgebaut.**

Es gibt ja unterschiedliche Arten von Investmentbanking. Was die anderen Banken im US-Geschäft gemacht haben, wäre uns nicht in den Sinn gekommen. Wir haben gezielt das Brokerage- und das Corporate-Finance-Geschäft sowie das Derivate-Geschäft ausgebaut. Das möchte ich nicht verschweigen.

**Stichwort Derivate. Für eine Bank lässt sich damit viel verdienen, aber wohl die wenigsten Kunden verstehen diese, nicht zu sprechen von den mageren Renditen und den hohen Kosten. Wie rechtfertigen Sie das?**

Man darf einem Kunden nur ins Portfolio legen, was er versteht. Gewisse Derivate, von denen wir denken, dass sie nicht

**«Wir werden sehen, ob die Banken für die Schweizer Wirtschaft nicht ein Klumpenrisiko sind.»**

sinnvoll sind oder gar gefährlich wären, produzieren wir nicht mehr. Wir mussten uns daraufhin anhören, dass Vontobel die Spitzenposition im Derivate-Handel an die Deutsche Bank abgeben musste. In diesem Bereich wollen wir ganz bewusst die Risiken klein halten.

**Je länger, je mehr akzeptiert das Ausland die Schweizer Eigenheit der Unterscheidung zwischen Steuerhinterziehung und Steuerbetrug nicht. Wird diese Bastion fallen?**

Das ist ein Problem, das uns noch über Jahr hinweg begleiten wird. Je schlechter die

Finanzlage in anderen Staaten ist, desto höher werden die Begehrlichkeiten. Wir haben 2008 950 Millionen Franken an Zinsertragssteuern abgeliefert. Dieser Betrag wird sich bis 2011 noch steigern. Ich rechne damit, dass als Kompromiss seitens der Schweiz auch eine Besteuerung der Dividenden vorgeschlagen wird. Ich schlage manchmal zum Scherz vor, dass unsere Nachbarländer über grössere Ausgaben eine Volksabstimmung machen müssten. Aber das ist utopisch. Und genau das ist die Chance unseres Landes. Ich war früher viel kritischer, was Föderalismus und Abstimmungen über Details angeht. Mit zunehmendem Alter sehe ich, dass das Vorteile bringt.

**Ist das die Altersweisheit?**

Mit der Weisheit des Alters ist es nicht so weit her. Ein Freund hat mir vorgeschlagen, ein Buch über die Altersweisheit zu schreiben, das ich finanzieren sollte. Ich habe es mir lange überlegt und schlussendlich abgelehnt. Ich glaube nicht daran.

**Was, wenn das Bankgeheimnis fällt?**

Das Bankgeheimnis ist einer jener Faktoren, die der Schweiz geholfen haben. In den dreissiger Jahren sind wir mehr oder weniger reingerutscht. Damals hat die Todesstrafe für Devisenvergehen gegolten in Deutschland. Wir haben auf Anfragen der deutschen Devisenbehörde keine Auskunft gegeben dürfen. Aber das war nicht der alleinige Grund für das Prosperieren des Finanzplatzes Schweiz. Genauso wichtig waren die politische und die Währungsstabilität, dass wir nicht involviert waren in den Zweiten Weltkrieg, dass Bankenkader vorhanden war mit Auslands- und Sprachkenntnissen. Ich bin überzeugt, dass wir attraktiv blei-

ben, selbst wenn das Bankgeheimnis nicht mehr so ist wie heute.

**Gewisse Bankiers gehen mittlerweile so weit, dass sie sagen, sie wollen keine US-Kunden mehr, da das Risiko zu gross ist. Sie auch?**

Nein, das nicht. Aber wir wollen wissen, ob das Geld, das wir verwalten, versteuert ist. Und wir müssen versuchen, gewisse Entwicklungen vorwegzunehmen, die uns die Tätigkeit erschweren könnten.

**Die wären?**

Jeder Ausländer konnte bislang kommen und sagen: Gründet mir eine Stiftung. Das haben alle Banken gemacht. Wenn wir in Zukunft unbesehen Stiftungen gründen, können wir von einer noch nicht existierenden ausländischen Rechtsprechung belangt werden, auf Gehilfenschaft von Steuerhinterziehung. Diesen Punkt lasse ich im Moment innerhalb der Bank untersuchen.

**Sie bleiben also gelassen, selbst wenn das Bankgeheimnis ausgehöhlt werden sollte?**

Ich sehe dieser Entwicklung gelassen entgegen. In Deutschland geht man den Weg des gläsernen Individuums. Nun könnte die Tatsache, dass in anderen Ländern das Individuum in allen Details durchleuchtet wird, dazu führen, dass ungeachtet des Bankgeheimnisses wieder viel mehr Leute in die Schweiz kommen. In den letzten Jahren gibt es ja bereits einen Trend dazu. Zudem werden sich die Leute in vielen Ländern Gedanken machen über die sprunghaft steigende Verschuldung in ihren Ländern. Ich habe mir kürzlich eine Zusammenstellung machen lassen über die Entwicklung in Frankreich, Deutschland und Österreich. Im Vergleich zu unseren Nachbarländern ist die Schweiz höchst attraktiv.

**Alles nur ein Sturm im Wasserglas?**

Es ist natürlich mehr als ein Sturm im Wasserglas. Wir dürfen das aber nicht so dramatisieren, wie das zum Teil gemacht wird. Wir sind alle, seien es Individuen oder Unternehmen, irgendwann im Leben in Bedrängnis. Das ist Kampf, aber mir macht Kampf Spass.

**Müssten unsere Bundesräte mehr kämpfen?**

Vielleicht kann man auch wachsen mit der Aufgabe. Ich hoffe es.

**Wenn ein Geschäft nach dem anderen wegfällt, heisst das, der Finanzplatz Schweiz wird schrumpfen?**

Das ist nicht ausgeschlossen, ja. Wir werden auch sehen, ob die Banken für die Schweizer Wirtschaft nicht ein Klumpenrisiko sind. Auch die Corporate-Governance-Frage ist für mich entscheidend. Viele Verwaltungsräte bei den Grossbanken sind vielleicht honorige Persönlichkeiten, Mitglieder des vielgeschmähten Filzes, aber für mich ist die entscheidende Frage: Was verstehen diese Leute vom Bankgeschäft? Die haben doch keine Ahnung.

# Blondinen für den Bischof

Am 26. März jährt sich der Todestag von Raymond Chandler zum fünfzigsten Mal. Der grosse Schriftsteller starb krank vor Einsamkeit, Suff und Nichtmehrschreibenkönnen. Seine Bücher über den hartgesottenen Privatdetektiv Philip Marlowe wirken immer noch wie frisch verfasst. *Von Wiglaf Droste*



*Film noir:* Alan Ladd und Veronica Lake in der Chandler-Verfilmung «Die blaue Dahlie».

«Es war gegen elf Uhr morgens, Mitte Oktober, ein Tag ohne Sonne und mit klarer Sicht auf die Vorberge, was klatschkalten Regen verhies. Ich trug meinen kobaltblauen Anzug mit dunkelblauem Hemd, Schlips und Brusttaschentuch, schwarze Sportschuhe und schwarze Wollsocken mit dunkelblauem Muster. Ich war scharf rasiert, sauber und nüchtern – egal nun, ob's einer merkte. Ich war haargenau das Bild vom gutgekleideten Privatdetektiv. Ich wurde von vier Millionen Dollar erwartet.»

Kühl stellte sich Philip Marlowe der Welt vor: Privatdetektiv für 25 Dollar am Tag plus Spesen, keine Scheidungssachen, 100 Dollar Vorschuss. Sein Erfinder Raymond Chandler ist bereits gut fünfzig Jahre alt, als er 1939 seinen ersten Roman, «The Big Sleep», beim renommierten New Yorker Verleger Alfred Knopf herausbringen kann. In den sechs Jahren zuvor hat Chandler Detektivgeschichten für die Pulps ge-

schrieben, die billig gedruckten Krimi-Magazine, deren berühmtestes *Black Mask* ist, für das auch Erle Stanley Gardner und vor allem Dashiell Hammett arbeiten. *Black Mask* gilt als Schule des *hard-boiled writing*, des unbeschönigenden, realitätsgesättigten Schreibens.

Als Raymond Chandler im Dezember 1933 seine erste Detektivgeschichte, «Blackmailers Don't Shoot», veröffentlichte, war Hammett bereits eine Berühmtheit. Er schrieb für einen Cent pro Wort und erfand eine ganze Literatur. Chandler: «Hammett zog den Mord aus der venezianischen Vase und liess ihn auf die Strasse fallen. Er gab den Mord den Menschen zurück, die aus wirklichen Gründen morden, nicht nur, um eine Leiche zu liefern.»

Hammett und Chandler verband eine tiefe Abneigung gegen den britischen Mystery-Roman, in dem alte Tanten Giftmorde begehen, die dann von feinsinnigen Landpfarrern auf-

geklärt werden. Während Dashiell Hammett selbst als Pink gearbeitet hatte, als Detektiv bei der Agentur Pinkerton, und also aus eigener Anschauung wusste, worüber er schrieb, musste sich Chandler erst mühsam in die Welt des Verbrechens hineinarbeiten.

Am 23. Juli 1888 in den USA geboren und ohne Vater in England aufgewachsen, machte er nach der Public School erste Schreibversuche mit schwülstigen Gedichten. Sie erschienen in einer Literaturzeitschrift, «von der ich das Glück habe, kein Exemplar mehr zu besitzen», wie er später schrieb. Auch als Reporter versuchte er sich, beim *Daily Express*: «Ich war eine absolute Niete, der schlechteste Mann, den sie je hatten. Jedes Mal, wenn ich auf eine Story angesetzt wurde, verirrte ich mich. Sie feuerten mich. Ich hatte es nicht anders verdient.»

Chandler geht zurück in die USA. Er wird Buchhalter in einer Molkerei, kämpft während des Ersten Weltkriegs in Frankreich, arbeitet ab 1919 bei einer Bank, später bei einem Ölsyndikat, wird Direktor von acht Ölgesellschaften



*Sprachbesessen:* Raymond Chandler 1946.

und Präsident von dreien, die klein, aber wohlhabend sind. 1924 heiratet Chandler die beinahe zwanzig Jahre ältere Cissy Pascal. Er führt ein nach eigenem Empfinden völlig normales Leben, das ihn jedoch aushöhlt. Immer exzessiver taucht er in Liebschaften und Alkoholex-



zesse ab. 1932, er ist 44 Jahre alt, steht er auf der Strasse und fängt ganz von vorn an.

Chandler lässt sich im Telefonbuch von Los Angeles als Schriftsteller eintragen. Er beginnt mit den Geschichten für die Pulp. Sorgfältig studiert er sein Vorbild Hammett – dessen Knappheit, Dichte, Tempo, Härte, Authentizität, Direktheit und Lakonie er zwar nicht erreicht, den er aber an Schliff, an Pointiertheit in den Dialogen und an untergründigem Witz später übertrifft.

Fünf Monate ackert Chandler an seiner ersten Story, und als sie fertig ist, hat er gerade mal 180 Dollar verdient. Chandler ist einer der wenigen *Black Mask*-Autoren mit hohem literarischem Anspruch, den er gegen die enggesteckten Vorgaben des Genres durchzusetzen versucht und den er auch reflektierend verteidigt: «Die Grenzen des Schemas durchlässig zu machen, ohne es selber zu sprengen, davon träumt jeder Schriftsteller, der für Zeitschriften und Magazine arbeitet, sofern er nicht ein hoffnungsloser Schmock ist.»

Chandler brauchte sechs Jahre, um die Pulp hinter sich zu lassen und zu einer eigenen literarischen Form zu finden. Dennoch griff er immer wieder auf seine alten Groschenheftgeschichten zurück, weidete sie für seine Romane aus und kombinierte sie neu – eine Methode, die er von Hammett übernahm.

1940, bereits ein Jahr nach «The Big Sleep», erscheint der Roman «Farewell, My Lovely», in denen Philip Marlowe schon wesentlich ausgeprägtere Charakterzüge aufweist. Der romantische Held tritt zutage, unter der gepanzerten Oberfläche steckt ein Moralist, der sich vorgenommen hat, in einer korrupten Welt zu überleben, ohne dabei selbst korrupt zu werden. Anders als Hammett idealisiert Chandler seine Hauptfigur, und manchmal hat er Schwierigkeiten, sich zu bremsen. Sechs Marlowe-Romane lang hielt Chandler den Weisser-Reiter-Kitsch um Marlowe in Schach. Im letzten, kurz vor seinem Tod aus einem alten Drehbuch ausgeschlachteten Roman «Playback» aber hatte er nicht mehr die Kraft, gegenzuhalten, stürzte ins Rührselige ab und liess den chronisch auf seine Unabhängigkeit pochenden Marlowe sogar in eine Heirat einwilligen.

Vorher aber schrieb Chandler Bücher, in denen er die hartgesottene Detektivgeschichte in höchste sprachliche Form brachte. Unnachahmlich sind Chandlers Vergleiche: «Er hisste ein paar Augenbrauen, für die sich ein Bürstenfabrikant interessiert hätte.» Oder: «Sie war eine Blondine, für die ein Bischof das Kirchenfenster eingetreten hätte.» So weckt man Fantasie, das schöne Gegenteil von Fantasy.

Über Abkupferer und Kopisten schrieb Chandler 1952: «Man schreibt in einem Stil, der nachgeahmt, sogar plagiiert worden ist, und zwar bis zu einem Punkt, wo man anfängt auszusehen, als ahme man seine Nachahmer nach. Man muss sich also an einen Ort bege-

ben, wohin sie einem nicht folgen können.» Das hat Chandler geschafft, mit hartnäckigem und manchmal pingelig-pedantischem Festhalten an seinem eigenen Qualitätsbegriff – der sich in Marlowes Moralkodex widerspiegelt: Von seinen Überzeugungen weicht man nicht für Geld und gute Worte ab, auch nicht aus Angst um Leib und Leben.

Die Sprache, Chandlers Ein und Alles, ist auch Philip Marlowes stärkster Trumpf. Mit unterkühlt scharfem Humor entwapfnet er seine Gegner und verleitet sie zu unüberlegten Handlungen. Chandler lässt Marlowe immer wieder den Protz und die verlogene Moral der Reichen kommentieren oder legt ihm sarkastische Einlassungen über den American Way of Life in den Mund: «Wir fuhren in ein Autorestaurant, wo sie Hamburger machten, die wenigstens nicht ganz so schmeckten, dass der Hund sie verschmäht hätte.» Spott, Hohn und Humor waren die Mittel, mit denen sich Chandler gegen die oft übermächtig scheinenden Zudringlichkeiten des Daseins zur Wehr setzte. Seine Romane sind Reaktionen auf eine Welt, die er den Bach runtergehen sah; als Beobachter war er jedoch genau genug, um seine moralischen Keulenschläge gegen das moderne Amerika detailliert und gezielt anbringen zu können.

### Eimerweise Whisky

Bald begehrte auch Hollywood Chandlers Bücher. In der Filmadaption des «Big Sleep» wurde Philip Marlowe von Humphrey Bogart dargestellt – der in seiner physischen Präsenz und mit seinem wölfischen Lächeln als Verkörperung des hammettschen Helden Sam Spade allerdings überzeugender ist. Chandler selbst war mit Bogart zufrieden. «Genau richtig», schrieb er, auch wenn er sich als idealen Marlowe-Darsteller ausgerechnet Cary Grant wünschte. Das blieb dem Publikum erspart; später schlüpfen James Garner und Elliott Gould in die Rolle des Philip Marlowe. Eine gelungene visuelle Umsetzung von Chandlers Bildsprache fand 1975 in Dick Richards' «Farewell, My Lovely»-Adaption statt. Robert Mitchums Darstellung eines todmüden Marlowe trifft die Atmosphäre des Romans im Kern: Der Held ist längst ohne Illusionen, hat aber immer noch zu viel Mumm, um einfach alles hinschmeissen zu können.

In den vierziger Jahren war Chandler Drehbuchautor. Er verdiente zeitweise bis zu viertausend Dollar pro Woche. Aber Hollywoods Intrigen machten ihn mürbe. 1949 rächte er sich mit dem Roman «The Little Sister» für alle im Filmgeschäft erlittenen Demütigungen, denen er, dort ausgesetzt gewesen war.

Viel Mystifix ist über Raymond Chandler geschrieben worden. Helmut Heissenbüttel spekulierte: «Ich halte es für möglich, dass der Ruhm des Autors Raymond Chandler den des Autors Ernest Hemingway überdauert.» Chandler hatte Hemingway bereits 1932 in seiner Geschichte

«Bier in der Mütze des Oberfeldwebels» brillant parodiert – und setzte seinem alten Vorbild auch ein Denkmal. In «Farewell, My Lovely» titulierte Marlowe einen Polizisten so lange als «Hemingway», bis der entnervt fragt: «Was ist dieser Hemingway eigentlich für ein Mensch?» Marlowes Antwort lautet: «Ein Typ, der fortwährend immer wieder dasselbe sagt, bis man anfängt zu glauben, dass es gut sein muss.»

Chandlers Bücher sind bis heute wie neu gemacht geblieben. Marlowes Einschätzung der Polizei klingt so aktuell wie klassisch: «Ich fürchte, das Leben ist zu kurz, um mit Aussicht auf Erfolg Anzeige wegen Körperverletzung gegen Polizeibeamte zu erstatten.» Der Satz «Law is where you buy it» gilt seit je.

Chandlers Sprache hat nichts von jenem Glanz und jener Leichtigkeit verloren, die so viel von jener Kraft und Arbeit kostet, die man niemals merken darf. Zur Form seines Lebens lief Chandler 1953 auf. Als er sein Opus magnum «The Long Goodbye» schrieb, machte ihm der Lebensüberdruß zwar bereits schwer zu schaffen, doch der 65-Jährige bündelte seine besten Kräfte und vernähte kunstvoll die Enden der Fäden, die in seinen bisherigen Geschichten lose geblieben waren. «The Long Goodbye» ist ein Buch über Freundschaft und Korruptierbarkeit, und es ist Chandlers Schlusswort, in dem er Philip Marlowe mit allem ausstattet, was er zu geben hat: Witz, Aggressivität, Melancholie, Weichheit, Müdigkeit und den beharrlichen Willen, sich von den Verhältnissen nicht unterkriegen zu lassen.

Gegenüber dem Wirtschaftsboss Harlan Potter, der ihn auf die sanfte oder sonst eben auf die harte Tour zum Schweigen bringen will, bleibt Marlowe kalt und klar: «Vielleicht lassen Sie meine Gedanken doch besser meine Sache sein, Mister Potter. Sie sind nicht sonderlich wichtig, natürlich nicht, aber sie sind alles, was ich habe.» In der Beschreibung Potters und der Verquickung von wirtschaftlicher und politischer Macht mit Polizei und Justiz gelingt Chandler einer seiner schönsten Vergleiche: «Er kauft sich nicht einmal die Kommissioner und Staatsanwälte, hat er gesagt. Sie ringeln sich bloss immer in seinem Schoss zusammen, wenn er ein Nickerchen macht.»

Am 26. März 1959 starb Raymond Chandler im kalifornischen La Jolla, siebzig Jahre alt, verbittert und krank vor Einsamkeit, Suff und Nichtmehrschreibenkönnen. Davon, dass er sich beim Schreiben nicht schonte, profitiert die Welt noch heute. Chandler trank eimerweise Whisky; seinen Helden Marlowe stattete er mit ähnlichem Durst, aber besserem Geschmack aus. In «The Long Goodbye» wird Gimlet getrunken, halbe-halbe Gin und Rose's Limettensaft auf gestossenem Eis.

Erheben wir die Gläser auf einen grossen Schriftsteller.

Die Gesamtausgabe der Werke von Raymond Chandler ist im Zürcher Diogenes-Verlag erschienen.

# Schön durch Arbeit

Tele-Züri-Moderatorin Patricia Boser ist eine TV-Ausnahme: Ihr Aussehen verdankt sie ihrer Karriere und nicht umgekehrt. Von Franziska K. Müller und Marvin Zilm (Bilder)

Der gemütliche Komiker Peach Weber wollte sich nicht zu Hause porträtieren lassen, jetzt wird er in einem Küsnachter Restaurant bei der Zubereitung von Cordons bleus gefilmt und zu seinem Auto befragt. Patricia Boser, Moderatorin der Tele-Züri-Sendung «Lifestyle», sieht in knallengen Spandexhosen, hohen schwarzen Stiefeln und einem knallbunt geringelten Pullover hinreissend aus. In regelmässigen Abständen wird ihr Haar mit Lack fixiert. Die Nase abgepudert. Die Lippen neu geglosst. Es wird auch an einer vielbefahrenen Strasse im Freien gedreht. Es ist eisig kalt, es regnet, die Ansagen werden von durchfahrenden Lastwagen und hupenden Spassvögeln behindert. Patricia Boser bleibt glänzend gelaunt, plaudert, lacht, klopf den Kollegen auf die Schulter, winkt den neugierigen Pasanten zu. Sagt die Produzentin: «Du hast zwei Minuten, dreissig Sekunden», endet das Geplauder nach exakt zwei Minuten und neunundzwanzig Sekunden. Am Schluss des Nachmittages hat sie einen einzigen Versprecher gemacht und kein einziges Fremdwort verwendet.

Zynismus, sagt Patricia Boser ein paar Tage später, finde sie schlimm. Zynismus ist für die 41-Jährige etwa, wenn eine Journalistin nach einem zweistündigen Interview dreissig Zeilen darüber schreibt, dass eine der erfolgreichsten Fernsehmoderatorinnen der Schweiz komische Handtäschchen trage und ein Schosshündchen besitze. Dabei habe sie sich für das Gespräch abgemüht. Viel Erfreuliches zur Sprache gebracht, – die tolle Beziehung zu Sohn «Prinzli» und zur «Müetsch» beispielsweise – aber auch schlimme Erlebnisse der vergangenen Jahre: die gescheiterte Ehe, gesundheitliche Probleme. «Wie die geschrieben hat, das hat mich tief verletzt», sagt die Fernsehfrau, und man merkt, dass sie es unglaublich ernst meint.

## Weibliche Romantik

Es ist Montagnachmittag, und soeben rennt der wichtigste Mann in ihrem Leben – ihr fünfjähriger Knirps – durch das Wohnzimmer. Er heisst Kai, isst ohne zu krümeln und spielt fast nur mit Holzspielzeug. Die Mutter nennt den



Man darf sie auch «Patty» nennen: Tele-24-Aushängeschild Patricia Boser, 41.

Sohn Prinz, und der «Prinzli» sei ein Wundermann. Freudig gehe er in den privaten Tageskindergarten, und abends «aperölen» sie gemeinsam in der Loft-Wohnung in Höngg, die den strengen Kriterien weiblicher Romantik entspricht: Schutzengelfiguren, weisse Rosen, Kerzenständer und Kristallleuchter überall. «Diese Wand», sagt Patricia Boser und weist hinter sich, «musste drei Mal übermalt werden, bevor sie farblich meinen Vorstellungen entsprach.» Jetzt ist sie hellgrau und passt zu den Schränken in der Küche, und alles zusammen passt zu den aufgehängten Kunstwerken.

Im ihrem Leben ist zurzeit viel los. Sendungen müssen produziert, Telefoninterviews geführt werden. Nun kommt ein Kameramann von Tele Zürich vorbei, um ein fünfzehn Sekunden dauerndes Statement der Jurorin einzuholen. Es geht um das seit Wochen lau-

fende Casting zur Nachfolge von Joël Gilgen, der die legendäre Single-Show «Swiss Date» einst von Patricia Boser übernommen hat. Die Sendung sei im Tele-Zürli-Land – dessen Sendegebiet soeben auf die Ostschweiz, das Appenzell und das Tessin ausgeweitet wurde – ein Strassenfeger, sagt Frau Boser, die man auch Patty nennen darf. Sozialkompetenz sei die wichtigste Eigenschaft, wenn man eine Talkshow leite, in der es um Menschen gehe. Da müsse die eigene Person in den Hintergrund rücken. Da müsse man sich voll und ganz auf die unsicheren Kandidaten einlassen.

Das Urgestein weiss, wovon es spricht: Die Sendung «Swiss Date» gab sie nach der Baby-pause vor fünf Jahren auf. Aber mit «Lifestyle» (Prominente werden zu Hause besucht) moderiert sie ein zusätzliches Format, das jeden Freitagabend 150 000 Zuschauer erreicht. Die «Türöffnerin der Nation» (*Sonntagsblick*) zeigt





*Zum Posieren geboren:* Patricia Boser ist in natura noch hübscher als am Bildschirm.

in die Mitte ihres Design-T-Shirts: Dort sitze ein Herz, so gross wie zwei Sofakissen.

Die einen sagen, die Moderatorin verfüge über den Charme einer Züspa-Verkäuferin, die Gemüseraffeln verkaufe, und manche Zuschauer empfinden sie als anstrengend in ihrer Leichtigkeit. Die Berufskollegen sprechen mehrheitlich positiv von ihren Qualitäten als People-Journalistin. Daniela Lager, die heute als Nachrichtenjournalistin bei «10 vor 10» arbeitet, kennt Patricia Boser seit den Anfängen bei Tele 24. Sie sei eine Schafferin, eine, die überall mitanpacke. «Im Umgang mit den Prominenten hat sie eine sehr glückliche Hand, weil sie sich effektiv dafür interessiert, was ihre Gesprächspartner erzählen. Niemals würde sie sich hinter deren Rücken über sie lustig machen. Das merken die Leute, und dementsprechend viel holt sie in den Gesprächen heraus.»

Auch hinter der Kamera ist Patricia Boser keine, die nur so lächelt. Entweder lacht sie lauthals oder dann ist sie todernst. In ihrem Hang zur Theatralik referiert sie über die Qualität einer Lippenstiftfarbe ebenso engagiert wie über die Kinderspitex. Sie spricht mit schöner Stimme druckreif, ohne Punkt und Komma, stets sehr ausschweifend, allfällige Einwände mehrheitlich ignorierend und gerne neue Themen anreissend. Auf unangenehme Fragen reagiert sie ohne jegliche Verärgerung mit langatmigen Ausweichmanövern, die unabwendbar in ein Universum zurückführen das «flippig», «lässig», «schnüge», «megasüess», «plauschig» und «gluschtig» ist, Ausdrücke, die jede Konversation mit ihr so zuverlässig durchziehen wie Fettstreifen eine Speckschwarte. Sie besitzt eine Sammlung lustiger Kochschürzen, ein hochmodernes Fitnessgerät, auf dem sie täglich Turnübungen

absolviert, und ihr Trainingsanzug ist schneeweiss. Sie mag «Coci light» und Prosecco. Ihre beiden liebsten Ferienorte sind Portofino, eine Art Las Vegas der ligurischen Küste, und das Ferienhaus ihrer Eltern.

### Verlorene Pfunde

Unschönes und Liebloses will sie ebenso wenig in ihrem Leben wie Abenteuerliches und Kompliziertes. Leute, die sich in tragischen Schicksalen oder tristen Gedankengängen verheddern und unmöglichste Erfahrungen geradezu provozieren, sind ihr ein wenig unheimlich. Ihr *brand* sei sauber, sagt Patricia Boser, die heute auch als Referentin amtiert und zum Beispiel durch Anlässe der Spitalgruppe Hirslanden führt. Aber hey: Das Heile-Welt-Image passe gar nicht zu ihr: Sie sei schliesslich geschieden.

Spricht man mit Patty Boser – die am 13. März vor exakt zwanzig Jahren das erste Mal vor einem Mikrophon sass –, gelangt man über kurz oder lang zu drei Themen: Diät, «Roschee» (Schawinski) und ihre Eltern. Alle drei prägen ihr Dasein in fast schicksalhafter Art und Weise. Kommt sie auf «Schawi», die geliebte Mutter und die verlorenen Pfunde zu sprechen, lockert sich die Kiefermuskulatur merklich. Überhaupt ist sie in natura noch

---

### Sie spricht mit schöner Stimme, ohne Punkt und Komma und stets sehr ausschweifend.

---

hübscher als am Bildschirm, und in ihrem Innern scheint eine rückwärts laufende Uhr zu ticken, die jedes zusätzliche Lebensjahr mit Verjüngung belohnt: Seidenweich glänzend fällt die Frisur über die Schultern, makellos gepolstert strahlt der Teint, und eine filigrane Silhouette erfreut ihre Betrachter.

Das war nicht immer so. Mühelos lassen sich unerfreuliche Bilder heraufbeschwören: Als pausbäckiges Geschöpf mit blondem Pony sitzt sie in einen schwarzen Blazer gezwängt vor einem Moderationspult. «Kleidergrösse 42. Der erste Tag vor der Kamera», murmelt Patricia Boser. Die innere Aufnahme stamme aus dem Gründungsjahr des Schweizer Privatsenders Tele 24 (1998). Was die wenigsten wüssten: Sie sei damals bereits ein alter Hase im hiesigen Kulturbetrieb gewesen. «Sie haben richtig gehört: Kulturbetrieb», sagt sie und mit strenger Stimme und zu Kai: «Geh jetzt spielen, «Schnügel»»

Ihr Bedürfnis sich zu produzieren war da, bevor sie andere präsentieren durfte: Bereits als Kind tanzte und sang sie vor Publikum, wobei einzig die Eltern von den Showeinlagen der Tochter völlig hingerissen gewesen sein sollen. Als Teenager gründete sie die «Junge Bühne Zürich» und mühte sich in einem düsteren Stück von Alexander Ziegler ab, der ein

paar Monate später freiwillig aus dem Leben schied. Sie nennt diese Zeit auch ihre Revolverjahre. Denn damals entwickelte sie – Seite an Seite mit ihren Eltern – eine militante Sympathie für den Piratensender Radio 24.

Spricht man sie heute auf die grösste Verücktheit ihres Lebens an, muss sie weit in diese Vergangenheit zurückkehren: Als Teenager war sie einmal in einem Spielsalon und wurde von der Polizei zu den Eltern zurückgebracht. Und einmal fuhr sie per Autostopp, rauchte eine Zigarette, trank ein Glas Wein zu viel. «Es kam einiges zusammen», sagt sie und blickt jetzt frech. Und eben: der illegale Radiosender. Sie wollte nämlich Radioreporterin werden, war damals allerdings KV-Lehrtochter beim Jean-Frey-Verlag. Man erinnert sich gut an die ambitionierte Bürofrau, die ein leises Entzücken für sich selbst – bei allen gegenteiligen Behauptungen – nicht komplett unter den Teppich kehren konnte. «Sie strahlte das unerschütterliche Selbstbewusstsein eines geliebten Kindes aus, das im Glauben erzogen wurde, einfach alles erreichen zu können», sagt eine ehemalige Arbeitskollegin.

Patricia Boser begann hart zu arbeiten. Wie vorgesehen, fing sie 1989 kurz nach dem Lehrabschluss als Moderatorin bei Radio 24 an. «Die Arbeit wurde fast zu einer Sucht, die alles andere zweitrangig erscheinen liess», erinnert sie sich. In den ersten Jahren arbeitete sie zwölf Stunden pro Tag, unermüdlich und querbeet durch alle Themen. Irgendwann stellte sie den Weltrekord im Dauermoderieren auf: zweiundsiebzig Stunden am Stück. «Die Berufung vor die Kamera war ein hart erarbeiteter Zufall», sagt Patricia Boser, während sie zur Kaffeemaschine läuft, um die Tassen erneut zu füllen. Das beigegebäckte Gebäck rührt sie nicht an. Ihr Magen knurrt. Ein Geräusch, das sich im Verlauf des Gesprächs zu einem ungemütlichen Jaulen steigert.

Aus der rauchigen Radiostimme, die man locker mit einer langbeinigen Blondine in Verbindung bringen konnte, wurde ein reales Wesen aus viel Fleisch und Blut. Die Zuschauer reagierten unfreundlich: zu schwer die Oberarme. Zu pinkig das Wangenrouge. Das optische Outing vor der Kamera sei hart gewesen, sagt Patricia Boser. Eine Art Erwachen auch. Immer habe sie im Schatten anderer Frauen gestanden, wurde sie sich damals bewusst: einer bildschönen Mutter, den attraktiven Freundinnen.

Nach der Introspektion folgte die Verschönerung, das sei sie sich selbst, aber auch den Zuschauern schuldig gewesen, sagt sie heute. Tagelang sass sie bei den Stylisten, im Nailstudio, im Haarsalon, im Fitnesscenter. Zwanzig Kilo verlor sie in den vergangenen Jahren, nahm zwischendurch wieder zu, ist zurzeit ein Strich in der Landschaft, gewann an Sehnen und Muskeln dazu und die Freundinnen wurden deutlich weniger.

Ursprünglich sollte sie beim Fernsehen als Nachrichtensprecherin aufgebaut werden. Sie wurde ausgebootet. Mit der Single-Show «Swiss Date» – das Sendegebiet erstreckte sich in den ersten Jahren auf die ganze Schweiz – erreichte sie jedoch rasch nationale Berühmtheit. «Obwohl ich das Format nicht erfand, prägte ich es massgeblich mit und perfektionierte die Show», sagt Patricia Boser über die Anfänge.

### Optische Transformation

Die allzu Hässlichen, Komischen, Eigenartigen hatten bei ihr bald nichts mehr zu suchen. Mehr als jede andere im Land wurde sie in den folgenden Jahren mit den Behauptungen der Schönheitsforscher konfrontiert, dass die Attraktiven immer im Vorteil seien. «Es stimmt, die Schönen – aber auch die Konformen – haben bessere Chancen auf die Liebe

und das Glück», erkannte auch Patricia Boser. So führte sie Hunderte von Herzen zusammen, woraus viele Hochzeiten und manch zugeschickte Babyanzeige resultierte. Das mache sie ein wenig stolz. Andererseits: Wer weiss denn schon, was sonst aus ihr geworden wäre? Oft werde ihr gesagt, sie sehe aus wie eine Juristin, wie eine Anwältin. Oder wie eine Sabine Christiansen. Als grosse Talk-Lady im Politbereich stelle sie sich in ihren Träumen manchmal vor. Ihre Themen? Alles, was ungerecht sei: Mädchenbeschneidungen, Steinigungen und solche Sachen.

Stattdessen verpufft ihr Talent seit Jahren in den Wohnzimmern von Prominenten wie Renzo Blumenthal und Rolf Knie. Ihre Ambitionen scheinen mit dem Bedürfnis nach einem todsicheren Universum – zu dem Kai, Ferien wie immer, das enge Terrain des Privatenders gehören – zu kollidieren, sagt eine ehemalige Kollegin.

Was andere vielleicht als Stagnation sehen, beurteilt Markus Gilli, Programmleiter bei Tele Züri, anders. Die Frau sei nicht nur sehr loyal, sondern auch beharrlich und verfolge eine langfristige Karriereplanung. Im Verlauf von Jahren habe sie hart an sich gearbeitet. Die optische Transformation sei der äussere Beweis für eine grosse innere Disziplin, die sie im Berufsleben an den Tag lege. Patricia Boser sagt zum Thema langfristige Laufbahnplanung: «Mein Aussehen verdanke ich meiner Karriere, und nicht umgekehrt: Darauf bin ich stolz.»

Auf den Knien sitzt jetzt ein Laptop. «Für die Setting Card», sagt sie stolz und zeigt auf hundertfach abgespeicherte Bilder. Als elegante Schönheit im Glitzerkleid ist zu sehen. Als Naturmädchen im Gras. Als Marlene-Dietrich-Verschnitt. Beinahe am Ziel ihrer Träume angelangt, ist Patricia Boser nun endlich auch ein erfolgreiches Fotomodell. ○

# Gewinnen Sie eine TRAUMREISE

Senden Sie per  
SMS an **919** das Wort

**REISE**

und gewinnen Sie  
diese Traumreise.  
CHF 1.50/SMS

1 Woche Luxusferien für 2 Personen  
auf der exklusiven Seychellen-Privatinsel  
Frégate Island, inklusive Flug, Villa und  
Vollpension, im Wert von CHF 35'000.–

mehr Infos unter [www.faces.ch](http://www.faces.ch)

**FACES** ★ PEOPLE  
STYLE  
&  
STORIES

Es bestehen dieselben Gewinnchancen bei Teilnahme per SMS oder per WAP. Die Gewinner werden telefonisch oder schriftlich benachrichtigt. Es wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Teilnahmechluss: 30. Juni 2009. Teilnahmebedingungen: [www.919.ch/agb](http://www.919.ch/agb)



# Sprintendes Ärgernis

Er war das erste prominente Opfer des Balco-Dopingskandals. Jetzt läuft der Brite Dwain Chambers der europäischen Konkurrenz abermals davon. Das Leichtathletik-Establishment möchte den bald 31-Jährigen stoppen – kurz vor dem Weltrekord. *Von Rod Ackermann*



**Gold-Läufer:** Dwain Chambers gewinnt an der Hallen-EM in Turin den 60-Meter-Sprint.

Wenn er doch nur verschwinden würde! Für immer! So wie sein einstiger US-Rivale Maurice Greene, der von der Bühne abtrat durch die kleine Tür, oder Tim Montgomery, der auf Jahre hinaus im Knast versenkt wurde. Aber nein: Zum Leidwesen der olympischen Gralshüter in seiner britischen Heimat, die ihm letztes Jahr die Fahrt an die Spiele von Peking untersagten, und zum Ärger des auf Imagepflege versessenen Leichtathletikverbands (IAAF) hat Dwain Chambers am Sonntag bei der Hallen-EM in Turin die Goldmedaille im 60-Meter-Sprint gewonnen und nebenbei einen Europarekord aufgestellt. Nun gilt der wohlproportionierte Buhmann aus London – 90 Kilo auf 1,80 Meter Körperlänge – als Mitfavorit für den 100-Meter-Final an den Weltmeisterschaften im August in Berlin. Ausgerechnet er, den man so gerne ein für alle Mal als Sündenbock abgestempelt hätte.

Doppelt schlimm, dass der Indoor-Europameister, Vater zweier kleiner Kinder, zu alledem ein enthüllendes Buch verfasst hat. In seiner Autobiografie «Race Against Me» (Libros International) schildert der einstige Klient des Balco-Dopinglabors, wie er vor sieben Jahren «aus Frust über Niederlagen» ins amerikanische Sprinter-Eldorado zog, um sich dort mit unerlaubten Mittelchen in Spitzenform zu bringen.

Programmziel: schnellster Mann der Welt zu werden. Dafür schluckte und spritzte Chambers, was das Zeug hielt – innerhalb eines Jahres einen Cocktail mit etwa 300 Zutaten. Bald war er «sozusagen ein Junkie», doch selbst bei ausgeklügeltesten Tests, vorgenommen durch unabhängige Spezialisten, kam nichts Negatives zum Vorschein. Der zu allem entschlossene Brite – «ich war jung und masslos ehrgeizig» – bestand sie allesamt mit fliegenden Fahnen. Der Lohn: Gold über 100 Meter sowie mit der Sprintstaffel an der EM 2002 in München. Und brav erzählten die Dopingfahnder von sauberen Resultaten. So viel zur Verlässlichkeit ihrer Untersuchungsmethoden.

## Todesängste bei der Dopingkontrolle

30 000 Dollar im Jahr kostete das Balco-Dopingprogramm. Ein fairer Preis, wenn man Chambers' damalige Einkünfte in Betracht zieht – 200 000 Pfund jährlich von seiner Ausrüsterfirma Adidas, ganz zu schweigen von den Auftrittsgagen und Prämien an den grossen Meetings. Aber die wirklichen Kosten lagen woanders: bei den schlaflosen Nächten, den schmerzhaften Krämpfen, bei den unablässigen Blutentnahmen und der steten Furcht, erwischt zu werden. «Physisch ging es mir gut, doch innerlich war ich im Aufruhr»,

erinnert sich Chambers, der bei jeder Dopingkontrolle Todesängste ausstand, bis das Negativresultat eintraf. Irgendwann begann er sich zu fragen, was er sich da antat.

Aus dieser Sicht muss die Entlarvung eine Erlösung gewesen sein. 2004 wurde eine Sperre von zwei Jahren verhängt. Als Berufssportler suchte Chambers einen Ausweg, klopfte zuerst beim American Football an, dann beim Dreizehner-Rugby – vergebens. So kehrte er nach Verbüßung der Strafe 2006 auf die Leichtathletikpisten zurück. Sehr zum Unwillen der Funktionäre, die ihn am liebsten ins Pfefferland gewünscht hätten. Dem verlorenen und leider wieder zurückgekehrten Sohn gestatteten sie ein Mitmachen allein unter der Auflage, die während seiner Dopingzeit gewonnenen Prämien – rund 200 000 Franken – zurückzuerstatten. Chambers schlug ein. Unbeirrt und, wenn man seinen Aussagen sowie den häufigen Tests Glauben schenken mag, absolut sauber baut er seither an seinem Comeback.

Bis zu den Weltmeisterschaften wird Chambers indessen eine Hürde um die andere in den Weg gelegt. Übernächste Woche will die IAAF über Sanktionen befinden, weil er mit seinem Buch «den Leichtathletiksport in Verruf gebracht» habe. Schon jetzt hat der britische Verband bekanntgegeben, sein schnellstes Pferd nicht für die WM-Staffel berücksichtigen zu wollen. Schliesslich soll «eine breite Front von Meetingveranstaltern» gegen Starts von Chambers positioniert sein. Wie solide diese Entente ist, steht allerdings in den Sternen. Als vor vier Jahren die Euro-Meeting-Gruppe Auftritte der beiden Balco-Doping-Hauptverdächtigten Marion Jones und Tim Montgomery boykottieren wollte, dauerte es nicht lange, bis der eine oder andere Veranstalter ausscherte. Wie damals die beiden Amerikaner besitzt in dem an zugkräftigen Stars arm gewordenen Universum der Leichtathletik ein Dwain Chambers eben hohen Attraktionswert.

Nicht nur seiner Vorgeschichte, sondern auch seiner Leistungen wegen. Noch vor seinem Exploit von Turin hatte der Londoner der französischen *L'Equipe* vorgerechnet, was seine Hallenzeiten unter freiem Himmel wert sein könnten. Die vergangenes Jahr erreichten 6,54 Sekunden entsprächen einem 100-Meter-Wert von 9,85, meinte Chambers. Wendet man denselben Umrechnungsschlüssel auf seine 6,46 vom vergangenen Wochenende an, ergäbe dies 9,73 Sekunden. Der Weltrekord des Jamaikaners Usain Bolt liegt bei 9,69 Sekunden. ○



---

# Von Apokalypse keine Spur

---

Im Jahr 2050 existieren nur noch winzige Reste Urwald auf der Welt, lautet die gängige Prognose. Das sind Schreckensszenarien, die nichts mit der Realität zu tun haben, sagen Forscher.

Auch in der Zukunft wird es Dschungel geben. Er wird anders aussehen als bisher. *Von Thomas Häusler*

Regenwald? Da denken die meisten an Motorsägen oder triste Landschaften voll verkohlter Baumstümpfe. So fest sitzen die apokalyptischen Meldungen vom Ende des Dschungels in den Köpfen. Ein Dickicht aus Baumriesen, durch das Affengeschrei und Jaguarbrüll schallt, mag sich kaum noch jemand vorstellen. Auf kümmerliche 5 bis 10 Prozent ihrer ursprünglichen Fläche werden die Regenwälder bis ins Jahr 2050 abgeholzt sein, lautet die gängige Prognose. Die üppige Lebensvielfalt des Urwalds? Vergangenheit.

«Ich forsche seit 25 Jahren in den Tropen», sagt Joseph Wright, «und was ich dort gesehen habe, stimmt nicht mit solchen Schreckensszenarien überein.» Der Ökologe arbeitet am Tropenforschungsinstitut der US-amerikanischen Smithsonian-Institution in Panama. Gemeinsam mit seiner Kollegin Helene Muller-Landau hat er das Schicksal der Regenwälder genauer unter die Lupe genommen. Er kommt zu einer deutlich positiveren Einschätzung: «Statt der vielleicht 10 Prozent Restfläche, schätzen wir, werden 32 bis 36 Prozent übrigbleiben», sagt Wright, «ein beträchtlicher Unterschied.»

Sein Hauptargument ist ein demografisches: Das weltweite Bevölkerungswachstum hat sich seit dem Maximum um 1970 verlangsamt, von 2 Prozent pro Jahr auf 1,3 Prozent. Dieser Trend wird sich fortsetzen. Auch die zunehmende Landflucht in den Entwicklungsländern schont die tropischen Wälder. Hinzu kommt als Drittes: «Zwar werden nach wie vor Regenwälder in hohem Tempo gerodet. Meist von Kleinbauern, die ein Stückchen Acker brauchen», sagt Wright. «Aber auf diesen gerodeten Flächen wächst oft Wald nach, weil sie für die Landwirtschaft ungeeignet sind und wieder aufgegeben werden.» Ein Bericht der Vereinten Nationen stützt Wrights Thesen: Nachwachsende Wälder nähmen «dramatisch zu», heisst es dort.

Seither sind die Waldexperten in Aufruhr. «Unsere Analyse hat riesigen Protest provoziert», erzählt Wright. Der Streit geht nicht nur quer durch Institutionen, auch Freundschaften sind betroffen. Einer seiner schärfsten Kritiker ist William Laurance, ein Freund, der am selben Institut in Panama arbeitet: «Die These von Joe kann sehr gefährlich werden», sagt Laurance, «darum haben wir so stark widersprochen. Die Leute dürfen das nicht missverstehen, und sie müssen wissen, dass die Gefahren für die tropische Vielfalt extrem gross sind.»



Uralte Baumriesen: Üppiges Wuchern im costa-ricanischen Regenwald.



Heute seien nicht mehr die Kleinbauern die grossen Regenwaldvernichter, wendet Laurance ein. «Industrialisierung und Globalisierung haben viel grössere Auswirkungen. Die grossen Waldzerstörer sind Holzgewinnung, industrielle Landwirtschaft und Ölförderung.» Selbst wenn die Bevölkerungsexplosion ab- und die Landflucht zunehme, entlaste das die tropischen Wälder nicht. «Ein Bulldozer legt so viel Wald flach wie ein Dutzend Bauern mit Macheten.» In der Republik Kongo etwa brauche es gar keine Bevölkerungszunahme, um die reichen Wälder zu erledigen. Das erledigt China schon, das jedes Stückchen Holz aus dem Land aufkauft.

Knackpunkt des Streits ist die Frage, was man als Regenwald definiert. Auch Joseph Wright gibt zu: «Die Zeit der Wälder mit uralten Baumriesen ist vorbei.» Wenn Wright «Wald» sagt, dann meint er «Sekundärwald», gerodete Flächen, die vom Menschen aufgegeben wurden und jetzt wieder zuwuchern. Oder Regionen, in denen die Trupps der Holzfirmen unterwegs waren, aber beileibe nicht alles gerodet haben: «In Afrika und Südamerika sind die Holzfirmen nur an einem halben Dutzend Baumarten interessiert. Im Wald wachsen aber etwa 500 Arten – ziehen die Holzfäller ab, ist da immer noch Wald.»

Über den ökologischen Wert der Sekundärwälder, die ein Viertel bis ein Drittel der gerodeten Tropenwaldfläche einnehmen, ist wenig bekannt. Viele Fachleute sehen in ihnen nicht mehr als traurige Karikaturen der einstigen Fülle: schlaksige Jungbäume, etwas Kraut, kaum Vielfalt – weder bei Pflanzen noch Tieren. Damit seien sie wertlos, so die Überzeugung, der Wert tropischer Wälder liege doch darin, dass sie überdurchschnittlich viele Arten beherbergen und wichtige Reservoirs der heute enorm bedrohten Biodiversität sind.

Doch stimmt dieses Verdikt? Die US-Forscherin Robin Chazdon fand heraus, dass in die Sekundärwälder von Costa Rica 90 Prozent der ursprünglichen Baumarten zurückgekehrt sind. Wright selbst hat Studien über die Tiervielfalt ausgewertet: Mindestens 50, mancherorts gar 90 Prozent der ursprünglichen Bewohner tauchten in den Zweitklasswäldern wieder auf. Je älter der Sekundärwald, desto höher die Rückkehrerquote.

### Destination Kochtopf

Wrights Freund William Laurance sieht auch hier die andere Seite der Medaille: «Am Amazonas beträgt das Durchschnittsalter der Sekundärwälder sechs bis sieben Jahre. Viele werden ein zweites, ein drittes und ein viertes Mal wieder abgeholzt.» Wenigstens darin, dass man die Rolle der Sekundärwälder dringend besser verstehen muss, stimmen die beiden überein.

Ihr Institut hat darum in Panama auf verlassenen Rodungsflächen mit Feldversuchen be-



*Hohes Tempo beim Roden: Arbeiter in Kamerun.*

gonnen. Auch wenn diese Experimente positiv verlaufen sollten und der Wald in einigen Jahren mit einer fast perfekten Pflanzenvielfalt glänzen wird, bleibt ein gravierendes Problem: Viele Tiere können nicht zurückkehren, weil es sie kaum mehr gibt. Schuld sind die Jäger. Appetit auf Wild haben einerseits die Bewohner in den Waldgebieten, die, oft arm, das günstige Protein schätzen. Andererseits lechzt vor allem China nach Urwaldkost. Zwischen 1992 und 2002 stieg der internationale Wildtierhandel um 75 Prozent. Kürzlich wurden zwei Schiffe auf dem Weg nach China gestoppt: An Bord fanden sich 7000 Schuppentiere – exotische Säugetiere aus Sumatra und Vietnam mit der Destination Kochtopf.

Auf einem Kongress in Washington diagnostizierte die Biologin Elizabeth Bennett die Krankheit der leeren Wälder, wie Fachleute das Phänomen nennen: das «empty forest syndrome». Bennett erzählte von ursprünglichen Urwäldern, in denen eine unheimliche Stille herrscht. Alle Tiere, die das Pech hatten, mehr als zwei Kilo zu wiegen, waren geschossen worden. Meist dringen die Jäger in die ehemals unerreichbare Wildnis auf jenen Strassen vor, mit denen die Holzfäller den Urwald durchschnitten. «Das ist ein grosses Problem von Joe Wrights These, dass die Biodiversität in den Tropen nicht nur durch das Abholzen der Wälder unter Druck gerät», kommentiert William Laurance, «die Artenvielfalt wird durch viele Gefahren bedroht.»

Der Klimawandel könnte zum grössten Problem werden: «Bei der Erwärmung denken die Leute immer an Eisbären», sagt Wright. «Es gibt aber klare Hinweise dafür, dass tropische Tiere stärker betroffen sein werden. Ihre Konstitution ist auf stabile Temperaturen ausge-

legt.» In tropischen Breiten sind die Klimata viel stabiler als in höheren Breiten, und die Tiere haben sich angepasst. Wird es heisser, müssen Tropenbewohner besonders weit wandern, um in Gebiete mit der ihnen genehmen Temperatur zu gelangen – und dann muss noch die ökologische Nische stimmen. Auch das trifft die Wälder: Von der Ameise bis zum massigen Schabrackentapir fungieren Tiere als Transporteure von Pollen und Samen. Fallen sie weg, wird das mancher Baumart zum Verhängnis. Im Netz der Natur hängt alles miteinander zusammen.

### Weg von der Romantik

Längst sind die Tropen in den Fokus der Klimatologen und damit auch der Politiker geraten. Die Bäume im Amazonaswald wie auch im afrikanischen Dschungel bauen mehr Kohlendioxid aus der Luft ein, als sie durch Verrottung abgeben. Niedergebrannter Regenwald dagegen ist eine wichtige Quelle für CO<sub>2</sub>: Etwa ein Fünftel der jährlichen Welt-Emission wird durch die Zerstörung der Regenwälder verursacht. Grund genug, die Wälder der tropischen Länder zu schützen, besagt das politische Kalkül. Emissionshandel, lautet das Rezept dazu.

Joseph Wright plädiert dafür, die Debatte zu versachlichen: weg vom romantisch besetzten Urwald-Diskurs, hin zur faktenbasierten Kosten-Nutzen-Rechnung. Statt Gorillas und Okapis zählen Stoffkreisläufe und Umweltbilanzen. «Gegenwärtig haben die tropischen Länder nichts davon, wenn sie ihren Regenwald schützen», sagt Wright. Der reiche Norden aber könne über Ausgleichszahlungen für das Kohlendioxid, das er in die Luft bläst, Anreize schaffen, tropische Wälder zu erhalten.

Manche Naturliebhaber mag das befremden; was aber, wenn das die Schutzmethode ist, die funktioniert? Die Idee von den über Jahrtausende unveränderten Urwäldern ist ohnehin eine Mär. In Teilen Afrikas liefern sich Wald und Grasland im klimatischen Wechsel seit langem ein Gerangel um die Vorherrschaft. Und am Amazonas zeigen Bodenanalysen, dass die Ureinwohner dem Wald immer schon mit Feuer Ackerland abgerungen haben.

Ein Befürworter solch einer ökonomischen Betrachtung ist etwa der Umweltwissenschaftler Jesse Ausubel von der New Yorker Rockefeller University. Er setzt auf maximale Effizienz der Land- und Forstwirtschaft: Wer effizienter Reis anbaue, könne mit der gleichen Fläche mehr Menschen ernähren. Gewinner ist der Regenwald. Allerdings müssten nach Ausubels Ansicht Umweltfreunde dafür die bittere Pille intensiver Landwirtschaft mit all ihren Düngern und Pestiziden schlucken. Der Lohn dafür, so hat Ausubel berechnet, sind 12 Millionen Quadratkilometer Regenwald, die bis ins Jahr 2050 nicht gerodet oder der Natur zurückgegeben werden – zweimal die Fläche des Amazonasgebiets. ○

# «Es braucht auch Demut»

Crash-Landungen auf dem Hudson River, in Amsterdam und in Rumänien werfen Fragen nach der Flugsicherheit auf. Werner Alex Walser, pensionierter Swissair-Captain, beantwortet die wichtigsten. Von Peter Holenstein und Vera Hartmann (Bild)

**Was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie von Flugzeugabstürzen oder Notlandungen lesen?**

Déjà vu – oftmals gleiche Ursachen oder gleiche Fehler... Mit Ausnahme der Wasserung im Hudson, vielleicht.

**Die häufigsten Pilotenfehler sind?**

Fehlinterpretationen, Versprecher, Missverständnisse mit dem Tower, Fehlmanipulationen, fehlerhafte Sicht, zu viel Risiko, zu späte Korrekturen oder zu spätes Eingreifen und Nachlässigkeit.

**Welche Notfallszenarien fürchten Piloten am meisten?**

Terror, Brand oder Rauch an Bord; den Totalausfall aller Triebwerke, der Elektrik oder Hydraulik sowie Kombinationen davon und trockene Tanks. Fliegerisch ist es der Geschwindigkeitsverlust in tiefer Höhe.

**Was war Ihre extremste Situation?**

Ich hatte einige Triebwerksausfälle auf zweimotorigen Maschinen. Dazu kamen Gewitter in den Tropen und schwierige Winteroperationen in Nordamerika, kombiniert mit viel Verkehr.

**Wie meistert man solche Gefahren?**

Mit Ruhe, Systematik und Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und die des Co-Piloten.

**Denkt man während des Flugs überhaupt an mögliche Notfälle?**

O ja, und wie! Vor allem auf Langstreckenflügen habe ich oft die Notfall-Checklist zur Hand genommen und eine Situation

---

«Triebwerksausfälle, Gewitter in den Tropen, schwierige Winteroperationen in Amerika.»

---

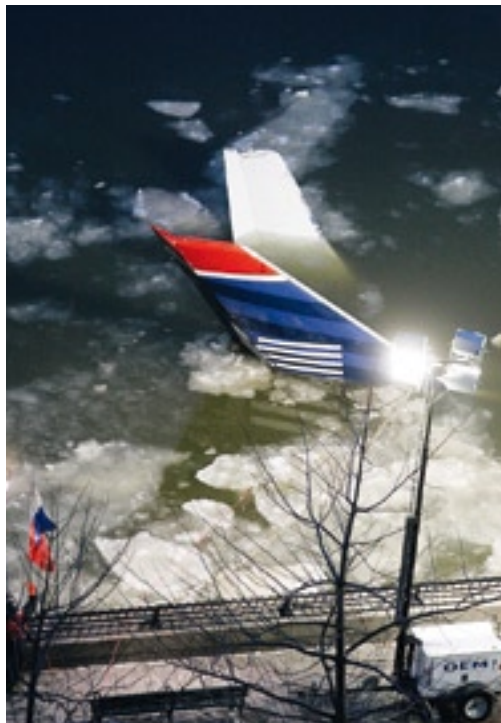
mit dem Co-Piloten durchbesprochen. Der Notfall muss gedanklich ein ständiger Begleiter sein.

**Welches Notfallszenario läuft im Cockpit bei einer Panne ab?**

Piloten arbeiten generell nach dem Grundsatz: Power, Performance, Analysis, Action. Auf Deutsch: Genügend Schub erstellen, Flugleistung und Konfiguration beachten, Problem analysieren und dann handeln. Das muss alles rasch ablaufen.

**Bleibt überhaupt noch Zeit, um die Checklists zu studieren?**

Die ersten wichtigen Punkte bei einem Notfall kennt jeder Berufspilot auswen-



Flugnotruf «Mayday»: Notlandung im Hudson.

dig. Dann wird nach der Checklist – ob elektronisch oder auf Papier – vorgegangen. Man muss aber auch auf sein stets aufgearbeitetes Wissen bauen können. Heutiges Fliegen verlangt in Notsituationen von den Linienpiloten einiges mehr, als dies vor dreissig Jahren der Fall war.

**Was kann der Pilot tun, wenn sich das Fahrwerk nicht ausfahren lässt?**

Einer der Piloten kümmert sich um das Navigieren und der andere um das technische Problem, indem er nach Checklist und gesundem Menschenverstand vorgeht. Sofern genügend Treibstoff an Bord ist und sie in Funkreichweite liegt, wird auch die Maintenance kontaktiert. In den meisten Flugzeugen existiert ein Hebel, mit dem die Fahrwerke mittels Kabelzug entriegelt, durch das Eigengewicht ausgefahren und dann wieder verriegelt werden können. Allerdings bleiben dabei die Tore offen, die bei einigen Flugzeugtypen bei der Landung beschädigt werden. Die zweite Variante ist heikler: Eines oder mehrere der Fahrwerke sind blockiert oder lassen sich zwar ausfahren, aber nicht verriegeln. In einem solchen Fall wird ebenfalls versucht, mit dem Nothebel die Fahrwerke auszufahren. Danach wird eine günstige Geschwindigkeit gewählt und durch Schieben oder Beschleunigung versucht, das Fahrwerk zu verriegeln. Stellt sich kein Erfolg ein, gibt es nur eine Notlandung, bei der man so viele Fahrwerke wie möglich ausfährt und dann fein aufzusetzen versucht. Schaumteppiche werden nur gelegt, wenn die Feuerbekämpfung für das direkt betroffene Flugzeug sowie andere Flüge sichergestellt werden kann.

Werden die Passagiere immer über Notfälle informiert?

«Der Captain sollte die Passagiere direkt über eine Notsituation informieren.»

---

«Der Captain sollte die Passagiere direkt über eine Notsituation informieren.»

---

Sofern es ihm zeitlich möglich ist, sollte der Captain die Passagiere direkt und vertrauensbildend über eine Notsituation informieren. Damit kann er dazu beitragen, dass keine Panik entsteht und die Cabin Crew die Vorbereitungen, die ja nicht verheimlicht werden können, ruhig treffen kann.

**Wie realistisch ist das Training von Notfällen im Simulator?**

Sehr realistisch. Cockpit-Layout, Dimensionen, optische, akustische und taktile Simulationen sind sehr nahe bei der Wirklichkeit. Viele Übungen können nur im Simulator realistisch durchgeführt werden.

**Unterschwellig weiss man im Simulator doch immer, dass im Endeffekt nichts passieren kann.**

Die Szenarien können im Simulator so komplex gestaltet werden, dass für die Crew die letzte Konsequenz in Kürze ausgewaschen wird. In einem echten Notfall muss mit denselben Überlegungen, Rezepten und Hilfsmitteln vorgegangen werden wie im Simulator.

**Wieso heisst der Flugnotruf «Mayday»?**

Der Notruf ist eine Verballhornung des französischen «M'aidez!» («Helfen Sie mir!»).

Die internationale Verkehrssprache im Fernmeldewesen war ursprünglich Französisch.

**Weigerten Sie sich einmal, zu landen oder zu starten?**

Jein. Bei Problemen vor dem Start spricht man sich per Funk mit der Einsatzzentrale der Gesellschaft ab. Im Flug, vor allem in der Start- oder Landephase, ist man auf sich selber angewiesen und muss oft in Sekundenschnelle entscheiden. Gründe sind Quer- oder Rückenwind, meistens im Zusammenhang mit Pistenkontamination





«Die *Chemie* kann matchentscheidend sein»: Ex-Swissair-Captain Walser.

# Die Andouillette oder Etwas Ähnliches wie die Göttliche Komödie: das literarische Comeback von Gion Mathias Cavelti.



«Im vorliegenden Bericht erfahren Sie, wie es mir nach meinem Tod erging. Im gleichen Zug werden auch die sogenannten grossen respektive letzten Fragen beantwortet. Es soll sich dann aber niemand beklagen.»

**Gion Mathias Cavelti:** Die Andouillette oder Etwas Ähnliches wie die Göttliche Komödie. Gebunden, 144 Seiten, mit Zeichnungen von Yves Netzhammer und Beni Bischof. 32 Franken, 23 Euro.

Ab 7. März in guten Buchhandlungen  
oder direkt bei [www.echtzeit.ch](http://www.echtzeit.ch)

## Bücher in Echtzeit.

[www.echtzeit.ch](http://www.echtzeit.ch)

Echtzeit Verlag, Murbacherstr. 34, 4056 Basel

(Aquaplaning, Schnee, Eis, Sand), oder vorher gelandete Flugzeuge, welche die Piste blockieren.

**Wie lange kann sich ein Flugzeug in der Luft halten, wenn alle Triebwerke ausfallen?**

Das ist primär abhängig von der Flughöhe. Der Pilot wählt eine optimale Geschwindigkeit und gleitet, mangels Leerlaufschub, leicht steiler als im normalen Sinkflug wenn möglich auf eine lange Piste zu. Es gibt nur einen Landeversuch, und der muss gelingen. Aus 10 000 Metern kann ein solcher Flug über 20 Minuten dauern und sich über 150 bis 200 Kilometer erstrecken.

«Angst wandelt sich bei mir in einen unglaublichen Bewusstseinschub um.»

**Was ist sicherer: ein Armee-Jet oder ein modernes Passagierflugzeug?**

Es kommt auf das Einsatzprofil an. Dem Piloten im Armee-Jet steht in letzter Konsequenz immer noch die Rettung mittels Schleudersitz zur Verfügung. Dafür sind Kampfsituationen ungleich gefährlicher als eine Reise im sehr, sehr sicheren Grossraumflugzeug.

**Welches Risiko dürfen Piloten nie eingehen?**

Das Risiko, dass ihnen eine Situation entgleitet und sie nicht mehr Herr der Lage sind.

**Und welche Risiken werden dennoch am meisten eingegangen?**

Weil es in der Natur so schwierig ist, absolute Grenzen zu setzen, sind diese Risiken meistens im Zusammenhang mit dem Wetter zu suchen.

**Verleitet der Autopilot zur Nachlässigkeit?**

Jede Technik hat Vor- und Nachteile. Der Autopilot bringt grosse Vorteile bezüglich der Arbeitsentlastung, Komfort und Ökonomie. Ohne ihn sind die Langstreckenflüge fast nicht denkbar. Er nimmt den Piloten fliegerische Routinarbeit ab und ermöglicht es, technische Probleme zu lösen, die früher der Bordingenieur erledigt hat.

**Wann muss zwingend ohne Autopilot geflogen werden?**

Wenn er, beispielsweise wegen Systemausfällen, nicht mehr zuverlässig arbeitet sowie bei Landungen mit starken Winden oder Windscherungen.

**Bleibt im Cockpit Zeit für private Gespräche?**

Sicher. Bei Wartezeiten am Boden oder in der Luft, je nach Streckenlänge. Bei langen Nachtflügen wäre es sogar unklug, nicht miteinander zu sprechen.

**Wie wichtig ist die «Chemie» zwischen Captain und Co-Pilot?**

Die Chemie im Cockpit kann matchentscheidend sein. Piloten werden so ausgewählt, dass keine völlig extremen Charaktere aufeinandertreffen. Klare Prozeduren gewährleisten Sicherheit, selbst wenn man sich nicht gerade grün ist. Gewisse Paarungen werden schon in der Planungsphase vermieden.

**Hatten Sie im Cockpit jemals Angst?**

Es gibt eine ganze Palette von Ängsten, die reichen von Respekt bis Panik. Letztere hatte ich nie. Bei mir wandelte sich Angst stets in einen ganz unglaublichen Bewusstseinschub und Überlebenstrieb um. Die grösste Angst hatte ich vor eigenen Fehlern – und als Passagier.

**Die grösste Schwachstelle in Grossraumflugzeugen ist...**

...nach wie vor der Mensch. Dies schliesst Manager ein, welche die Gesetze der Aviatik und damit der Physik nicht ernst nehmen.

**Kann ein Flugzeug gelandet werden, wenn die gesamte Elektronik ausfällt?**

Unter günstigen Wetterbedingungen ja, sofern die Hydraulik funktioniert.

**Wieso brechen Flugzeuge bei Notlandungen fast immer an denselben Stellen auseinander?**

Die Schwachstellen befinden sich offensichtlich – ob gewollt oder nicht – hinter dem Cockpit, in der Nähe der Flügel sowie vor dem Heck.

**Welches ist der gefährlichste Flughafen der Welt?**

Wir stuften keinen Flughafen als «gefährlich» ein. Es gibt solche, die anspruchsvoller sind als andere. Diese liegen hauptsächlich in Schwellenländern. Aber auch Zürich, Salzburg und Genf sind nicht ganz ohne.

**Der sicherste Platz im Flugzeug?**

Erfahrungsgemäss haben Passagiere im hinteren Teil und in der Nähe der Notausgänge bessere Überlebenschancen.

**Und das sicherste Flugzeug...**

...ist dasjenige am Dock. Bewegung stellt per se ein gewisses Risiko dar.

**Der wichtigste Ratschlag, den Sie Ihren Flugschülern mit auf den Weg gaben?**

Dass es nebst fliegerischem Können auch Demut braucht, wenn man als Pilot alt werden will.

Der 69-jährige **Werner Alex Walser** flog Armee-Jets im Überwachungsgeschwader und 32 Jahre für die Swissair, u. a. als Captain die Flugzeugtypen DC-9, Airbus A310, DC-10 und MD-11. Auf der DC-9 und dem A310 war er auch als Fluglehrer tätig. 1996 wurde er pensioniert. Walser ist Autor der Fliegerbiografie «Feldgrau und Swissairblau», erschienen im Appenzeller-Verlag, Herisau.



Die «NZZ am Sonntag» präsentiert

# Lassen Sie sich in eine gefährliche Liaison verstricken.

10 Literaturklassiker zum Thema Liebe zusammengefasst zum Probelesen. Als kostenlose Beilagen vom 22. März bis zum 24. Mai 2009 exklusiv in der «NZZ am Sonntag». **Jetzt an 10 Sonntagen für nur 20 Franken kennenlernen:** Telefon 044 258 15 30, [www.nzz.ch/klassiker](http://www.nzz.ch/klassiker) oder SMS mit Keyword ABO18 sowie Namen und Adresse an Nr. 266 senden, 20 Rp./SMS.

**Weltliteratur – 10 klassische Liebesromane in kompakter Form.**



Johann Wolfgang  
Goethe «Die Leiden  
des jungen Werther»

Choderlos de Laclous  
«Gefährliche  
Liebschaften»

Jane Austen  
«Stolz und Vorurteil»

Alessandro Manzoni  
«Die Verlobten»

Emily Brontë  
«Die Sturmhöhe»

Alexandre Dumas  
«Die Kameliendame»

Gustave Flaubert  
«Lehrjahre des  
Herzens»

Theodor Fontane  
«Irrungen Wirungen»

D. H. Lawrence  
«Lady Chatterleys  
Liebhaber»

Marguerite Duras  
«Der Liebhaber»

Mit Unterstützung von

**BEYER**  
UHREN & JUWELEN

In Kooperation mit

**getAbstract**  
compressed knowledge

**NZZ am Sonntag**  
Mit Verstand zu geniessen.

## Die Tränen der Auguste Tomasuite

In der Modewelt gibt es keinen Grund zum Heulen. Schon gar nicht für ein Model, das über den Laufsteg stöckelt.



*Kinderarbeit:* Model Tomasuite.

**Auguste Tomasuite** – Sie machen immer ein versteinertes Gesicht, die Models an den Modeschauen in Mailand und Paris, als sei der Beruf, um den sie jeder weibliche Teenager beneidet, eine unglaubliche Zumutung. Aber so todtraurig wie Auguste Tomasuite ist noch keine über den Laufsteg gestöckelt. Der Litauerin kullerten während ihres Durchgangs an der Jil-Sander-Show vergangene Woche in Mailand unaufhörlich die Tränen über die Wangen. Spekulationen darüber, was Auguste zum Weinen gebracht haben könnte, schossen ins Kraut. Die abgeklärten Journalisten von der Sorte Ich-habe-schon-alles-gesehen witterten sofort einen raffinierten PR-Trick, um

das unbekannte Model in die Medien zu bringen. Die praktischer Veranlagten vermuteten eine Schminkallergie, drückende High Heels oder ein nagendes Hungergefühl, die zarter Besaiteten waren eher um Augustes Seelenheil besorgt: Heimweh? Liebeskummer? Die Newcomerin war jedenfalls plötzlich in aller Munde, und da es nirgends verlässliche Angaben über das Alter von Tomasuite gab, ging das Gerücht, sie sei erst vierzehn Jahre alt. Auch das noch: Kinderarbeit! Irgendwann liess die Litauerin verlauten, nichts von alledem treffe zu. Sie habe lediglich sehr empfindliche Augen, und die Scheinwerfer und das Blitzlicht hätten sie zu Tränen geblendet. (bwe)

**Heston Blumenthal** – Sein Restaurant «Fat Duck» im Westen von London gilt seit Jahren als das zweitbeste Restaurant der Welt, zudem hat es drei Michelin-Sterne, und die Wartezeit für einen freien Tisch beträgt drei Monate. Jetzt musste der Autodidakt allerdings vermelden, dass rund vierzig Gäste nach einem Besuch in der «Fetten Ente» an Brechdurchfall erkrankt sind. Das Restaurant wurde umgehend für eine Woche geschlossen, und Blumenthal hält – Angriff ist die beste Verteidigung – die Presse über die lebensmittelhygienischen Untersuchungsergebnisse täglich auf dem Laufenden. Momentaner Verdacht: Es war ein Gast, der ein besonders hartnäckiges und sich rasend schnell verbreitendes Virus eingeschleppt habe. Das klingt gut. Besser, als wenn es sich um eine gewöhnliche Vergiftung handeln würde. Die ist beim Kebab-Stand um die Ecke weitaus günstiger zu haben. (bwe)

**Wladislaw Doronin** – So manches unbedarfte Girlie hat es schon als Liebelei eines Tennisspielers zu unverhofftem Ruhm gebracht. Doch nun ist gar ein Milliardär, der russische Bau-Magnat Wladislaw Doronin, unter einen solchen Verdacht geraten. Seit Monaten turtelt er mit dem Supermodel Naomi Campbell. Angeblich soll er ihr schon die Verlobung angeboten haben. Jetzt meldete sich in dem englischen Klatschblatt *News of the World* eine Frau zu Wort, die sagt, dass Doronin seit zwanzig Jahren verheiratet sei: mit ihr, Ekaterina Doro-



*Gespür für Nadelstiche:* Milliardär Doronin.

nina. Eine gemeinsame Tochter hätten sie auch. Doronina zeigt in dem Interview ein bemerkenswertes Gespür für Nadelstiche, die Naomi Campbell ins Mark treffen sollen: «Sie versucht, den letzten Zug zu erwischen, bevor



sie vierzig wird, so dass sie noch Kinder bekommen kann. Nur dass der Zug mein Gemahl ist.» Aber auch ihr Mann kommt nicht ungeschoren davon. «Er plant verschiedene grosse Bauprojekte im Moskauer Finanzdistrikt, und Naomis Freunde sind hier nützlich.» Der Milliardär als Promi-Groupie? Das wäre das geläufige Muster einmal umgedreht. Peinlich ist die Affäre für Doronin allemal. Erstaunlich ist aber doch, wie lange Doronina schweigend ausharrte und dem Treiben der beiden Turteltäubchen zusah. Nicht auszuschliessen, dass auch sie weniger von noblen Gefühlen geleitet wurde als davon, durch ihre Flucht nach vorn ihre Verhandlungsposition zu verbessern. (hc)

**Meghan McCain** – «Nichts killt meine Libido schneller als eine Diskussion über Politik», sagt die älteste Tochter des früheren republikanischen Präsidentschaftskandidaten. Niemand, klagt die Kolumnistin, habe sie vorbereitet, wie schwierig es nach der Wahl werden würde,



**Grösstes Aphrodisiakum:** Tochter McCain.

einen netten Mann kennenzulernen, «zumal, wenn dein Vater verliert». Sie habe, sagt der 23-jährige Single, Politik immer aus Freundschaften rausgehalten und sich nicht darum gekümmert, wer wie wähle. Aber leider sei das selbe beim Dating nicht möglich: «Mich turnt einer, der meinen Vater gewählt hat, genauso ab wie ein Obama-Fan. Ich will nicht mit jemandem ausgehen, dessen Idol mein Vater ist. Es ist, wie wenn jemand mit Lisa Marie Presley ausgeht und beim Abendessen «Hound Dog» zu singen anfängt.» Gegenwärtig, sagt Meghan McCain, sei ihr grösstes Aphrodisiakum ein Mann, der sich nicht für Politik interessiert. (bs)



## Meine Baracke

**Wer zurzeit einlädt, feiert im, sagen wir, überraschenden Rahmen. Unser Kolumnist von der Society-Hochzeit des Jahres (bis dato). Von Mark van Huisseling**

Vergangene Woche war ich in St. Moritz. (So habe ich dieses Jahr bereits viermal angefangen, ich weiss.) Ich war, nebenbei, noch auf Hvar, einer Insel in Dalmatien, aber dort war nichts los, worüber ich hier schreiben könnte, und deshalb ist das eigentlich keine Geschichte, sondern Angeberei (und die gibt es im Grunde nicht in dieser Spalte). Ich war eingeladen an die Hochzeit, also «Märchenhochzeit» («Glanz & Gloria»), von **Thomas «Tutti» Wolfensberger**, 37, einem Immobilienunternehmer (Partner und Chef der Firma Peach Property Group) sowie die längste Zeit einem der «begehrtesten Junggesellen Zürichs» (*Tages-Anzeiger*), und **Nathalie Fasciati**, mit der er seit einigen Jahren zusammen ist.

Ich war von Tutti nicht als MvH eingeladen worden, sondern als Freund (obwohl das manchmal nicht einfach auseinanderzuhalten ist). Ich und er, nebenbei, teilen uns eine Seite im «Who Is Who in Zürich»; ich will jetzt nicht sagen, das mache uns gleich wichtig (aber irgendwie verbindet es). Das Essen fand statt in «La Baracca» («Bauarbeiterbaracke auf Parkplatz West», Homepage von St. Moritz). Mir gefällt dieses Restaurant mit «langen Tischen, an denen man auf Bänken ohne Rückenlehne sitzen muss, möglicherweise neben fremden Menschen», habe ich einmal geschrieben in dieser Spalte (an diesem Abend keine fremden Menschen, sondern geschlossene Gesellschaft, natürlich).

Dann die Sache mit dem Dresscode (man wünscht von MvH Antworten auf Fragen, die Kleidung betreffen, höre ich immer). Das Paar

wählte den schwierigsten Dresscode – keinen. Das ist schwierig, da man strenggenommen nicht *underdressed* sein will und auch nicht das Gegenteil (weil: *Never outshine the bride*). Als Mann hat man es, wie immer eigentlich, ziemlich einfach. Man hat ein Jackett an, ein Hemd und Jeans. Damit ist man ähnlich angezogen wie der Bräutigam, wie Tausende andere Männer um vierzig, die auch meinen, recht eigen gekleidet zu sein (und wie Ihr Kolumnist). Ein Wort zu den Schuhen. Man sagt, sie sollten wenigstens so alt sein wie die Frau am Arm des Mannes (aber das ist blöd in Verbindung mit einer Hochzeit), darum: teuer. Bei den Frauen, klar, war das Angebot breiter. Von Hosen in Moonboots (geht nicht) bis zum kleinen Goldenen zu Sandalen mit hohen Absätzen (geht) gab es alles (die Braut trug ein weisses Cocktailkleid). Deshalb: Dresscode «kein Dresscode» hält man nicht ein, so wie «bitte keine Geschenke» an einem Geburtstagsfest.

Auch interessant: das Menü. Sogenannte Delikatessen sind *nouveau riche*, klar. Darum neuneinhalb Punkte auf der MvH-Festessen-Skala von eins bis zehn für gemischten Salat (mit Ei), Hörnli mit Gehacktem (an Apfelmus) und schliesslich Rindsfilet zu Kartoffelstock al pesto. Passend, und fast so gut, das anschließende Entertainment: Ein Elvis impersonator mit Namen **Eric Prinzing** aus Gagggenau. Nachdem E.P. seine Elvis-Lieder-Sammlung durchhatte, sang er deutsche Schlager. Weil ich, wie bereits geschrieben, als Freund dabei war, nicht als MvH, erzähle ich nicht, wer alles zu «Griechischer Wein» tanzte und wie er/sie dabei aussah. (Und auch nicht, wie es nach 03.00 Uhr im «Dracula», einem Nachtclub, weiterging.) Nur so viel: Es war das Hochzeitsfest des Jahres, bis jetzt jedenfalls (das von Boris Becker findet erst noch statt, das von Roger Köppel ebenfalls).

Zum Schluss etwas anderes: Thomas Borer. Ich hätte nicht gedacht, dass ich das einmal schreibe: Ich habe ihn vermisst (also nicht «vermisst» im Wortsinn von «seine Abwesenheit schmerzlich gespürt», sondern von «sein Fehlen bemerkt»). Zu der Hochzeit war er nicht eingeladen, aber einer sprach über ihn, immerhin. Und ich komme auch darauf, weil in den vergangenen Tagen wieder von ihm zu hören war («Wenn die Schweizer Diplomatie das nicht zustande bringt, kann man mir anrufen», T. B., nicht Verona Pooth, in der «Arena»; Gegenstand war ein mögliches Treffen von Bundesrat Merz mit Präsident Obama). MvH kann die «Angriffe aus Amerika auf den Schweizer Finanzplatz» (*Neue Zürcher Zeitung*) zu wenig gut einschätzen (ich kann mich nicht um alles kümmern). Ich vermute, die Lage sei hoffnungslos, aber nicht ernst (Karl Kraus). In diesem Fall wäre Borer *the man*.

**Mark van Huisseling:** Wie man berühmte Menschen trifft. Rogner & Bernhard. 53 Farbfotos, 228 S., Fr. 41.90

## «Mit hellen Farben wirken Lippen grösser»

Bea Petri, Visagistin und Inhaberin der Schminkbar in Zürich, über geschminkte Männer, den grössten Fauxpas in Sachen Make-up und ein Erlebnis in Burkina Faso.



«Unschminkbar gibt es nicht»: Visagistin Petri.

### Sie arbeiten für Film, Theater und TV: Was sind die Unterschiede?

Beim Theater wird die Maske bestimmt durch Bühnenbild und Kostüm. Das städtische Theater sowie das SF DRS haben ein festes Maskenteam. Kleinere TV-Stationen oder freie Theaterproduktionen arbeiten mit freischaffenden Make-up-Artisten. Auch für Werbeproduktionen, Laufsteg oder Fotoshootings werden freie Maskenbildner gebucht. Mein Herzblut gilt den Filmarbeiten. Nachdem ich das Drehbuch gelesen habe, entscheide ich zusammen mit Regie und Schauspielern über das Aussehen der verschiedenen Figuren.

### Gibt es mehr Maskenbildnerinnen oder -bildner?

Fifty-fifty – viele männliche Make-up-Artisten arbeiten in der Beauty- und Modellszene.

### Sie sind die Besitzerin der Schminkbar. Kommen auch Männer?

Zu meiner grossen Freude kommen immer mehr Männer für Manicure, Pedicure oder eine Gesichtsbildung. Männer genießen so etwas übrigens fast intensiver als wir Frauen.

### Gibt es «unschminkbar»?

Nein, aber viele Naturschönheiten.

### Was sollte eine Frau stets mit sich führen, um gut auszusehen?

Puder gegen unschönen Gesichtsglanz und Lipgloss.

### Was empfehlen Sie Frauen, die sich nicht zu schminken trauen?

Mein Motto lautet: «Weniger ist mehr».

### Trägt jede Braut Make-up?

Make-up ist kein Must. Es kann aber eine Frau schöner und frischer aussehen lassen. Es sollte bloss dezent sein.

### Wie viele Bräute schminken Sie jährlich?

Es kommt auf die Jahreszeit an. Im Frühling und Sommer wird am häufigsten geheiratet. Die Schminkbar ist in diesen Jahreszeiten samstags voll von Bräuten, die Zahl ist schwierig zu schätzen – ich denke, es sind so um die dreihundert Bräute jährlich.

### Bald wird ein neuer Mr. Schweiz gekürt. Gefallen Ihnen kosmetisch verschönerte Männer?

Nein!

### Gezupfte Augenbrauen, enthaarte Körper, neuerdings gar künstliche Nägel?

Schrecklich!

### Welches ist die schlimmste Schminkstunde?

Schwarz umrandete Lippen.

### Sehr beliebt ist Pink. Ist die Farbe alterslos?

O nein! Viele Damen verpassen es oftmals, sich ihrem Alter entsprechend zu schminken oder zu kleiden. «Allein die Dosis macht das Gift.» Die Worte von Paracelsus gelten auch für das gesamte Styling.

### Erleichtert Botox Ihre Arbeit?

Gute Frage – die wurde mir noch nie gestellt. In der Tat ist eine faltenfreie Haut einfacher zu schminken.

### Was sollen Dünnlippige machen? Aufspritzen?

Mit hellen Lippenstiftfarben scheinen Lippen grösser. Damen mit schmalen Lippen sollen also nie dunklen Lippenstift verwenden, da diese sonst noch schmaler aussehen. Wenn ich einer Schauspielerin ein strenges Aussehen verleihen muss, nehme ich dunklen Lippenstift.

### Bieten Sie auch medizinische Kosmetik an, etwa für tumorversehrte Menschen?

Ja, wir arbeiten mit verschiedenen Ärzten zusammen. Mit Camouflage, einer medizinischen Kosmetik, können viele Hautschäden abgedeckt werden. Auch Krebspatienten zeigen wir, wie sie fehlende Brauen schminken können oder Augen ohne Wimpern ausdrucksvoll betonen.

### Sie engagieren sich in Entwicklungshilfeprojekten der Stiftung Swisscontact, wo Sie junge Frauen zu Kosmetikerinnen ausbilden. Relativiert das die Glamourwelt?

Mein Erlebnis in Burkina Faso hat mich verändert. Meine Freundin Safi aus Afrika ist jetzt für einen Monat bei mir. Sie sieht unsere luxuriöse Welt, den Konsum, den Wohlstand. Aber sie sieht auch, dass wir frieren. Sie fragte, ob nicht viele Menschen in der Schweiz sich einsam fühlen.

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.



## Zeit für Basler Lächerli, Teil I

Von Jürg Zbinden

Die Armbanduhr ist dem Herrn, was Handtaschen und Schuhe den Frauen. Wer einmal vom Uhrenvirus befallen ist, muss immer wieder eine haben, eine Taucheruhr, einen Chronografen oder sogar eine Tourbillon Grande Complication. Dass die Frauen einem Mann zuerst in die Augen schauen, ist eine naive Wunschvorstellung. Nicht nur die kalkulierende Betriebswirtin riskiert erst mal einen Blick auf das maskuline Handgelenk. Vom 26. März bis zum 2. April zeigt die Weltmesse für Uhren und Schmuck, die «Baselworld», die kühnsten Preziosen des Gewerbes.

1



1 — Die Ingenieur Automatic Mission Earth für den Entdecker. Mit ihrem 46-mm-Gehäusedurchmesser stösst sie in die Gruppe der IWC-Grosskaliber vor und übertrifft das Modell Grosse Ingenieur gar noch um einen halben Millimeter. Sie ist das Statement der Manufaktur für ihre konsequent umweltverträgliche Fertigung. Der Preis: Fr. 7900.–.

2 — Schwarz und Signalgelb sind die Erkennungsfarben der Aquatimer-Familie. Ihr vergrößerter Umfang verdankt sie dem neuentwickelten, aussenliegenden Tauchdrehring, der der neuen Aquatimer das Gesicht gibt. Der Preis des IWC-Chronografen mit Kautschukband: Fr. 7500.–.

2



3 — Die tiefschwarze Keramikschönheit von Chanel ist vor allem ein augenfälliges Unisex-Schmuckstück, das also Herren und Damen tragen können. Die J12 Intense Black gibt es an der «Baselworld» nur gerade fünf Mal zu kaufen, und dies zum atemberaubenden Preis von € 300 000.–.

4 — «Zero-G» (*zero gravity*) nennt sich ein neues System, mit dessen Hilfe der Uhrenmechanismus der Schwerkraft trotzt und deshalb noch präziser arbeitet. Ein 166 Teile zählender Gyroskop-Käfig hält die Hemmung stets in horizontaler Lage. Die Defy Xtreme Zero-G von Zenith ist zum Preis von € 350 000.– in einer streng limitierten Edition erhältlich.

5 — Die Richard Lange «Pour le Mérite», die dritte Lange-Armbanduhr mit Antrieb über Kette und Schnecke, setzt die Tradition der ganz auf die präzise Zeitmessung ausgerichteten Beobachtungsuhr fort. Für jedes der drei Teilzifferblätter sind dreissig langwierige Arbeitsgänge erforderlich. Das Präzisionskunststück aus Platin kostet Fr. 98 000.–.

3



4



5





Auto

## Kühner Nagler

Der Jeep Cherokee ist kein feines Auto und ein leises schon gar nicht. Dafür ist sein Preis unschlagbar. *Von Ulf Poschardt*

**N**ichts verfliegt schneller als die Erinnerung. Zumindest die an einen ungeliebten US-Präsidenten wie George W. Bush, der ebenso spurlos verschwand wie sein Vater zuvor. Aber kulturell hat er dieses Land geprägt – bis in die tiefen Schichten der amerikanischen Alltagsästhetik. Als ein mächtiges Land, unbeugsam, auch gegen den grünen Zeitgeist stand es breitbeinig da, die Energieressourcen sollten kein Problem sein.

So wundert es nicht, dass der Jeep Cherokee in seinem rustikalen Charme die Erinnerung an einen weitgehend unpopulären, aber mun-

teren Charakter weckt. Senkrecht steht die Frontscheibe auch der vierten Generation des Cherokee in die Höhe. Die Scheibenwischer säubern einen vergleichsweise kleinen Teil der Frontscheibe vom Nass, ähnlich ineffizient und wild werkelt der Heckwischer. Die Einparkhilfe schockt bereits mit einem hektischen Piep, wenn ein Hindernis auch nur in Sichtweite gerät. Der grösste Kulturschock für einen Mitteleuropäer dürfte aber das rustikale Nageln des Diesels beim Kaltstart sein. So war das also in den frühen Zeiten des Diesels. Britische, schwedische und deutsche SUV-Diesel nageln mittlerweile distinguiert.

Der Cherokee ist kein feines Auto, denkt man nach den ersten Kilometern. Aber spätestens nach der dritten oder vierten Tour mit dem neuen Cherokee wirkt der amerikanische Geländewagen gemütlich und entspannend solide. Der Platz vorne, hinten und im Gepäckraum ist üppig. Ein Familiensalon, auf den man sich verlassen kann. Die Traktion besticht dank des Allradantriebs auch bei den widrigsten Strassenverhältnissen. Wer will, der kann mit Hilfe der «Hill Descent Control» auch die

düsteren Abgründe erkunden. Solide bleibt das alles.

Aus dem zuerst sehr eckigen Cherokee wurde beim Vorgänger ein niedlicheres Gefährt mit fast freundlichem Gesicht, während das seit letztem Jahr verkaufte Modell sich wieder zum Kastigen bekennt. Unangepasst rollt er ums Eck, deutlich weniger elegant als der stattlichere Grand Cherokee. Dennoch gibt die wuchtige Kühlerpartie mit den typischen sieben Schlitzen der Front eine Kühnheit, die gut zur hohen Gürtellinie der Karosserie passt. Der Pilot thront als Souverän.

Beim Spurt auf der Autobahn poltert der Diesel los. Das maximale Drehmoment von 460 Newtonmeter erreicht der Zweittonner schon bei 2000 Umdrehungen. Dennoch spürt man die Last der 177 PS mit einer nicht gerade grazilen und windkanaltauglichen Figur. Die Windgeräusche ab Tempo 150 werden sinfonisch. Die Automatik arbeitet exzellent, und auch der Verbrauch mit unter zehn Liter Diesel bei zivilem Einsatz ist relativ zeitgenössisch. Das eigentliche Argument für den Cherokee dürfte aber sein Preis sein. Nirgendwo bekommt man derart viel Auto für eine derart überschaubare Menge von Franken. Südstaatenflagge hinten draufkleben und losfahren. Sie haben doch genug Freunde?

**Ulf Poschardt** ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

### Jeep Cherokee 2.8 CRD Limited

Hubraum: 2777 ccm; Leistung: 177 PS;  
Höchstgeschwindigkeit: 179 km/h  
Preis: 56 500 Franken





**Belletristik**

- 1 (2) **Daniel Kehlmann:** *Ruhm (Rowohlt)*  
 2 (1) **Daniel Glattauer:**  
*Alle sieben Wellen (Zsolnay)*  
 3 (-) **Lukas Hartmann:**  
*Bis ans Ende der Meere (Diogenes)*  
 4 (-) **Martin Suter:**  
*Das Bonus-Geheimnis (Diogenes)*  
 5 (3) **Charlotte Roche:** *Feuchtgebiete (DuMont)*  
 6 (4) **Simon Beckett:** *Leichenblässe (Wunderlich)*  
 7 (7) **Carlos Ruiz Zafón:**  
*Das Spiel des Engels (S. Fischer)*  
 8 (6) **Susanna Schwager:** *Das volle Leben –  
 Frauen über 80 erzählen (Wörterseh)*  
 9 (8) **T. C. Boyle:** *Die Frauen (Hanser)*  
 10 (10) **Paulo Coelho:** *Brida (Diogenes)*

**Sachbücher**

- 1 (-) **Largo, Beglinger:** *Schülerjahre (Piper)*  
 2 (1) **René Zeyer:**  
*Bank, Banker, Bankrott (Orell Füssli)*  
 3 (3) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:**  
*50 Erfolgsmodelle (Kein & Aber)*  
 4 (4) **Rhonda Byrne:** *Das Geheimnis (Goldmann)*  
 5 (5) **Bernhard Moestl:** *Shaolin (Knaur)*  
 6 (2) **Lukas Hässig:** *Der UBS-Crash (Hoffmann)*  
 7 (-) **Eckart von Hirschhausen:**  
*Glück kommt selten allein ... (Rowohlt)*  
 8 (8) **Rüdiger Schache:** *Das Geheimnis  
 des Herzmagneten (Nymphenburger)*  
 9 (-) **Anna Sam:** *Die Leiden einer jungen  
 Kassiererin (Appenzeller)*  
 10 (-) **Duden:** *Die deutsche Rechtschreibung  
 (Bibliogr. Inst. und F. A. Brockhaus)*

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband  
 SBVV/Media Control

**Apropos: «Die sind ja nackt!»**

Eine Gebrauchsanweisung fürs Theater, wer hat nicht darauf gewartet. Die Programmhefte sind ja ohne Sekundärliteratur nicht mehr verständlich; die Regisseure inszenieren sowieso nur ihre eigenen Neurosen, haben am liebsten Sex auf der Bühne oder Schlammschlachten mit nackten, jungen Frauen; Klassiker sind da, um verhunzt zu werden – und die Schauspieler haben keine Ahnung, was Bühnendeutsch einmal war, und sind ab der dritten Reihe sowieso nicht mehr zu verstehen. Wer davon überzeugt ist, ist reif für Peter Michalzik's Buch «Die sind ja nackt! Keine Angst, die wollen nur spielen». Aufgemuntert von Cartoonisten wie Rattelschneck oder Martin Perscheid und Michalzik's liebevoller Heranführung an eine verpönte Kunstform, erfährt der desillusionierte Kinobesucher, wo er das bessere Vergnügen suchen muss: im Theater. (MD)

**Schandmaul mit Methode**

**Sibylle Lewitscharoffs neuer Roman «Apostoloff» zeigt böse genau die bulgarische Gegenwart. Und ist doch von einer Kunst, die man erstaunlich nennen muss. Von Michael Maar**

Nein, der bulgarische Tourismusminister, wenn es ihn gibt, wird sich dieses Buch nicht auf den Nachttisch legen. Die Landschaft und die Häuser seines Staates sind verschandelt, es herrschen Geldgier, Pfusch und Schlamperei, der Fisch im Restaurant ist ein verkorkelter Witzfisch, die Frauen sehen aus wie Hürchen, die Männer wie brutale Luden, und auch sonst gibt es bis auf ein Kloster mit Ikonen nicht viel, was die Erzählerin in Sibylle Lewitscharoffs neuem Roman bei ihrer Rundreise durch das vom Sozialismus zerstörte Bulgarien goutieren kann.

**Tröstender Dackel**

Was hat sie überhaupt hierhergebracht? Ihr früh verstorbener Vater, ein nach Stuttgart ausgewandeter Frauenarzt, dessen Leichnam Jahrzehnte später mit 18 anderen Exilbulgaren feierlich in die heimatliche Erde überführt werden soll. Ein Bulgare aus dem Stuttgarter Clan, der sein Vermögen in den USA gemacht hat, finanziert das Unternehmen grosszügig, und so lässt sich die Erzählerin mit ihrer älteren Schwester bestechen und reist, chauffiert vom gutmütigen und titelstiftenden Apostoloff, durchs Land des Vaters, das sie ebenso tief hasst wie ihn.

Ihr Vater hiess Kristo, und seinem Namen wurde er nicht gerecht. Er erhängte sich, als seine Tochter elf war. Seitdem geistert er als regelmässiger Gast durch ihre Träume. «Bitte mich zu entbehren», kann er dann murmeln, und das Ende des fatalen Stricks schlängelt noch hinter ihm her. Die Abrechnung mit Bulgarien gilt in Wahrheit nur ihm: dem Vater, der das Leben der Tochter morbid belastet und vielleicht für immer vergiftet hat.

Abrechnung ist als Wort allerdings zu plump und zu eindeutig für einen Roman, der in vielen Farben schillert. «Apostoloff» hat nichts gemein mit den narzisstischen Vaterabrechnungen, die vor Jahrzehnten im Schwange standen und als besonders unsympathisches Literaturgenre in Erinnerung bleiben werden.

Schon seine Erzählform ist bewundernswert raffiniert – wie es immer wieder sanft von der Autoreise mit der Schwester und dem Hermes Apostoloff am Steuer zurückgleitet in die Vergangenheit einer Kindheit in Degerloch mit depressivem Vater und einem Dackel als einzigem Trost; und wie sich bei jeder Rückschau der Vorhang vor dem kindlichen Drama etwas weiter lüftet. Am Ende werden in einer grossen

Apotheose die Toten, die Kristos Tochter innerlich begleiten, real: Auf der Fahrt zum Flughafen schiebt sich auf der Überholspur ein schwarzer Geländewagen an der Erzählerin vorbei, die getönten Scheiben werden durchsichtig, und sie erkennt am Lenkrad den Vater, neben ihm die Mutter und auf dem Rücksitz sich selbst mit ihrer Schwester, reglos und wie gemalt.

Der Stoff der in Stuttgart geborenen Halbulgarin Sibylle Lewitscharoff ist autobiografisch. Das Passfoto auf dem Buchrücken zeigt unverkennbar ihren jungen Vater; die Familienähnlichkeit ist sprechend. Und so erappt man sich bei der stillen Frage, was wohl die ältere Schwester der Erzählerin zu ihrem Porträt sagen mag, das nicht frei von Eifersucht ist. Zu den kühlen Aperçus über ihre missratenen Kinder – den geschwätzigen Sohn, die verpöpte Tochter, die keinerlei Zeichen gibt, dass sie je irgendetwas können wird.

Aber Sibylle Lewitscharoff ist viel zu klug fürs nur Autobiografische. Sie hat überhaupt keine Schwester. Die Schwester ist aus künstlerischen Gründen dazuerfunden und versprüht doch aus jeder Pore so viel Leben wie alle anderen Figuren dieses Buchs. Sie alle kommen uns bald nachbarschaftlich bekannt vor; eine Illusion, wie sie nur der genaue Menschenschilderer erzeugen kann: die bulgarische Kleinsippe in Stuttgart, die Grosseltern in Sofia, das ungleiche Brüderpaar, mit dem sich die Schwestern den Fond der Limousine teilen; die eisige Braut des bulgarischen Mafiachefs, der ihren Ex-Mann eigenhändig beseitigt hat – sie alle sind *sur le vif* getroffen, komisch, plastisch und lebensecht.

**Geerbte Migräne**

Komisch, und nicht mit Sympathie gesehen, sondern böse. Wenn die Erzählerin auf einen 150-Kilo-Mann trifft, muss sie sofort an die Schwierigkeiten denken, die das Entsorgen seiner Leiche bereitet. Kann man es dem Berliner Kritiker verdenken, dass er die Erzählerin als schandmäuliges Engelchen bezeichnete? Aber ihr Schandmaul hat Methode. Es fällt auch über sie selber her, wenn sie mit pochender, vom Vater geerbter Migräne im Bett liegt und sich das Mühlrad in ihr dreht: «Und zack, wird einem eingebleut, was für ein verlogenes Stück man ist, und zack, wie elend diese ewige Ich-ich-ich-Schwelgerei, und bitte, öffne das Grab in meinem Kopf, damit es ein Ende nimmt mit dieser kümmerlichen Nörgelexis-



*Zu klug fürs nur Autobiografische:* Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff.

tenz, die im Bett sich wälzt und greint und mit den Zähnen knirscht.» Sie nörgelt zwar über das Hässliche, aber insgeheim zieht es sie an. Denn sie sucht unaufhörlich nach Beweisen, dass die Welt verrottet sei und verderbt.

Verderbt wie in einem Barockgedicht, das den Abfall des Menschen von Gott beklagt. Man schrieb von der theologischen Dimension, die bei Lewitscharoff nicht zu übersehen sei. Sie ist verbunden mit der psychopathologischen. Die Scharen der Engel, die der Erzählerin anfallsweise durch den Kopf flattern, sind künstlerisch genau in der Schwebelage gehalten. Ein Priester würde sie anders deuten als ein Psychiater. Lewitscharoffs Figuren haben öfter die Neigung, Stimmen zu hören, mit den Toten zu kommunizieren und scharf am Rand der Paranoia zu schlendern. Vielleicht haben sie ein Sinnesorgan mehr als die Normalen, die weder die Geisterstimmen noch das Schlagen der Engelsflügel hören. Vielleicht muss man leicht neben der Spur sein, um die Spektralfarben zu sehen, die sich am Rand der Welt brechen?

Der Roman lädt zu diesen Fragen ein, ohne sie zu beantworten. Das Spöttische und Kühle seines Tons lässt Gefühllichkeit und Kitsch so wenig aufkommen wie erleuchtete Inbrunst. Es ist die Genauigkeit der Kunst, die «Apostoloff» vor der Gefahr des privat illuminierten

schützt. Diese Kunst muss man erstaunlich nennen. Auf jeder Seite findet sich eine kühne Wendung, ein neu gesehenes Bild, und jeder Satz hat den eigenen Lewitscharoff-Ton.

Typisch für ihn sind die rasanten Registerwechsel vom Ätherischen zum Saloppen, vom Sphärenklang zu den einzelnen Stärkepartikeln, die man beim Ausschlagen eines Tisch-tuchs durch die Luft wirbeln sieht. Lewitscharoff ist eine Stilistin ersten Ranges. Sie hat ein exzellentes Ohr für Rhythmus und den Wechsel von langen, vibrierenden Perioden zum beiseite gemurmelten Halbgedanken. Für ihre Wortneuschöpfungen ist sie inzwischen berühmt, aber sie übertreibt sie nicht. Ihre Schilderung von Landschaften und Räumen, die man sofort vor sich sieht, verrät das Auge der Grafikerin, die ihre Umschläge selber entwirft.

#### Tausend scharfe Zungen

Diese erstaunliche Kunst ist nötig, um das zu fassen, wovon «Apostoloff» im Innersten handelt. Der Schlüsselsatz fällt kurz vor Schluss: «Wenn man verholzt ist», heisst es da, «gibt's keine Scherereien.» Sibylle Lewitscharoff beschreibt die – gottlob nicht gelungene – Verholzung einer Persönlichkeit; den Zwang zur inneren Erstarrung und Gefühlsabtötung

nach einer zu schmerzhaften Katastrophe in zu jungen Jahren.

Was den Roman grundiert, ist nicht der Hass, auch wenn er das letzte Wort behält, sondern die nachgetragene Liebe einer kleinen Tochter zum toten Vater. Mit tausend scharfen Zungen kann «Apostoloff» doch die Stimme des elfjährigen Mädchens nicht übertönen, das für immer seinen Kristo vermisst. «Papa, Papa, schau mal, wie ein Frosch macht! Schau mal, wie eine Amsel fliegt!» Die wenigen Stellen, an denen man diese Stimme hört, sind die entscheidenden des um sie herum geschriebenen Buchs.

«Apostoloff» ist eine grosse Klage, die sich als Tirade tarnt. Warum hast du mich verlassen?, rief Kristos Namensstifter vor dem «Es ist vollbracht», dem «Consummatus», der Lewitscharoffs letztem Roman den Titel gab. Auf Erden ist diese Frage nicht zu beantworten, nur auszuhalten. Oder in Kunst zu überführen. Sibylle Lewitscharoff hat diesen Transfer gewagt und ihr detailschärfstes, persönlichstes und bewegendstes Buch geschrieben; einen Roman, der überleben wird, selbst wenn der bulgarische Markt noch Scherereien verspricht.

Sibylle Lewitscharoff: *Apostoloff*. Roman. Suhrkamp. 248 S., Fr. 35.90



## Im Bett mit Tracey

Tracey Emin ist nicht aufzuhalten. Der provokanteste Kunst-Star der Gegenwart wildert auch in der Schweiz. Von Daniele Muscionico

**T**racey Emin hat grosse Brüste und kommt aus Margate. Sagt die Künstlerin Tracey Emin über ihren liebsten Gegenstand, Tracey Emin. Doch was verbindet zwei Prachtbrüste mit der Küstenstadt in Kent? Entscheidendes.

Das heruntergekommene Margate hat dazu geführt, dass Tracey den Ort ihrer Geburt mit achtzehn Jahren verlassen hat; und ihr herausragender Busen beförderte mit, dass Emin ankam, wo sie heute steht: im Zentrum des internationalen Kunst-Orgasmus, den der englische Sammler Charles Saatchi in den Neunzigern mit der Erfindung der Young British Artists (YBA) lanciert hat.

Zerteilte Tierleiber (Damien Hirst), Madonnen aus Elefanten-Dung (Chris Ofili), Selbstporträts aus eigenen Exkrementen (Marc Quinn) – und mittendrin, die Diva der YBA: Tracey Emin, Beine bis unters Kinn und Brüste, die plätten. Emin ist die aufregendste und intelligenteste Tragikomödiantin, seit es den Kunstmarkt gibt. Denn sie tut das richtig: Sie macht Kunst aus dem Nächstliegenden, dem Stoff, aus dem ihr desolates Leben ist, die Sucht nach Sex, Alkohol und anderen strapaziösen Körpersensationen. Sie hat für ihre Arbeit den Begriff *confessional art* kreiert.

Wenn sie fotografiert, filmt, schreibt – zum Beispiel ihre Kolumne im *Independent*, über ihre Liebhaber und Vergewaltiger –, dann sieht das so aus: Emin nackt im Atelier, Emin nackt

und schreiend in der Landschaft, Emin im Gespräch mit ihrer Mutter Pam. In einem ihrer Videos ist das Wimmern ihrer abgetriebenen Babys zu hören; für den renommierten Turner-Preis 1999 stellte sie ihr eigenes Bett aus, so wie sie es nach einer viertägigen Sexorgie vorgefunden haben soll: gespickt mit benutzten Kondomen, blutigen Slips und leeren Wodkaflaschen. Und jeder in ihrer Heimat kennt das Bad Girl, seitdem sie es geschafft hat, volltrunken in einer TV-Show zu pöbeln.

### Emin = Jackie Onassis + Coolness

Miss Emin ist die Amy Winehouse der Kunst. Mit einem kleinen, feinen Unterschied: Keine bildende Künstlerin ihrer Generation verdient mehr als sie. Und wenn Emin mit Hirst in der Öffentlichkeit auftritt (oder sie und ihre *best buddies* Julian Schnabel und Orlando Bloom), wirken ihre Begleiter wie Pop-Veteranen, die um Aufmerksamkeit buhlen. Sie aber ist die Königin der Herzen, der britischen Unterschicht und der erlauchten Royal Academy of Arts gleichermassen. Emin ist Teil der Clique um Elton John und Vivienne Westwood, hat England 2007 an der Biennale in Venedig vertreten, in der Tate Britain in London bespielt sie einen eigenen Raum.

Tracey Emin flunkert, lügt, erfindet, behauptet, ist wahr – und hält mit ihrer Arbeit dem Kunstbetrieb den Spiegel vor. Facts und

Fiction, wer kennt den Unterschied? Wer will ihn kennen? Unsere Gier nach dem Echten ist masslos, Authentizität ist das am meisten missbrauchte Wort, wenn Kunst einen Inhalt für sich reklamiert. Und Miss Tracey gibt dem Markt, was der Markt will. Sie befriedigt die dunkelsten Seiten in uns, den Voyeurismus. Sie hat ihre Underdog-Biografie zur Kunst gemacht und ihre Kunst zu Geld. «My Bed», die Installation für den Turner-Preis, machte sie derart reich, dass sie danach im Bett hätte bleiben können. «My Bed» war Emin's «Mona Lisa». Doch das Geschichtenerzählen hat sie im Blut; das sieht man auch an der Art, sich zu kleiden, wenn sie Partys besucht, die Lieblingsbeschäftigung der Künstlerin nach dem Konsum von Wodka: Emin ist dann Sophia Loren in den siebziger Jahren, Jean-Luc Godard auf Urlaub in Italien und Jackie Onassis plus der Schuss Entspannung, der Jackie O. fehlte.

Das Mädchen Tracey ist entspannt, das kann, wer will, jetzt in ihrer auf Deutsch erschienenen Autobiografie nachlesen. «Strangeland» ist eine poetische Trümmerlandschaft aus Jugenderinnerungen und Alpträumen; der Anleitung zur Masturbation, zur Abtreibung und zur Selbstironie – und dem Rezept für die besten Fischstäbchensandwiches. Die ultimative Selbsterkenntnis im Jahr 46 der Autorin lautet darin wie folgt: «Ich habe gelernt, dass sich in meinem rechten Fuss mehr Testosteron befindet als im gesamten Körper der meisten Männer.» Denn: «Um Eier zu haben, muss man nicht mit Eiern geboren werden.»

Der Kern von Emin's teilfiktionaler Unterschichtbiografie ist so leichthin nicht ins Reich der Fantasie zu verbannen: Die englischen Suburbs sind Brutstätten ähnlicher Sozialisierungen und sozialer Verwahrlosung – miese Wohnverhältnisse, Schulabbruch, falsche Freunde und schlechte Drogen. Und wenn heute in England die öffentliche Tracey als Heldin und Vorbild gilt, ihr Werk auf dem Kunstlehrplan der 15-Jährigen steht, dann hat ihre Obsession für den *white trash* auch ihr Gutes.

Das Datum der deutschen Ausgabe von «Strangeland» sitzt perfekt. Die Biografie erscheint punktgenau zu Emin's erstem öffentlichem Auftritt in der Schweiz. Das Kunstmuseum Bern zeigt eine Übernahme der Scottish National Gallery of Modern Art in Edinburgh, die letzten Herbst Emin's erste Retrospektive initiiert hat; ein einzigartiger Publikumserfolg in der Geschichte des Museums. An der Vernissage in Bern wird, das ist keine Frage, die Hauptdarstellerin die Hauptattraktion sein: Tracey Emin, die erfolgreichste Exhibitionistin, seit Madonna im Bett mit Jesus jede Vorbildfunktion verloren hat.

Im Kunstmuseum Bern vom 19. 3. bis zum 21. 6.  
Tracey Emin. 20 Years. Strangeland.  
Blumenbar-Verlag, 2009. 240 S., Fr. 32.90



Rezept für die besten Fischstäbchensandwiches: Künstlerin Emin 1995.

## Dorfmuhi

**In Partei und Fussballklub regiert eindeutig Eidenbenz. Schwieriger ist die Situation in der Familie. «Doppelpass», Folge 16. Von Charles Lewinsky**

Der Rektor erwartete ihn unter der Türe und führte ihn persönlich zu seinem Platz. Das war auch nicht mehr als recht, denn wenn jemand wie Eidenbenz, der ja weiss Gott auch noch anderes zu tun hat, zu einer ganz gewöhnlichen Schultheateraufführung kommt, dann ist das nicht selbstverständlich. Die Stuhlreihen in der Aula waren schon recht gut besetzt, aber natürlich war für ihn ein Platz reserviert. In der ersten Reihe, wie sich das gehörte.

Er genoss solche Gelegenheiten, wo er nicht offiziell als der grosse Eidenbenz, sondern quasi als ganz gewöhnlicher Bürger in Erscheinung treten konnte. Die Leute machten kein Theater um einen, natürlich nicht, man war ja in der Schweiz, aber man zog doch ein allgemeines Raunen wie einen Königsmantel hinter sich her. «Das ist der Eidenbenz», tuschelten sich die Leute zu. «Sein Sohn soll ja auch hier auf der Schule sein.» Man tat, als ob man das Getuschel nicht bemerkte, aber es war nicht unangenehm.

Der Rektor wollte, wie sie das alle machten, auf dem Weg durch den Saal noch schnell ein Anliegen loswerden, von wegen zu grosse Klassen und zu wenig Zeit für die individuelle pädagogische Betreuung. Eidenbenz hörte nicht wirklich zu, nickte nur, wenn der Rektor eine erwartungsvolle Pause machte, und sagte zum Schluss, der Herr Rektor habe da ein sehr wichtiges Thema angesprochen, etwas, das man unverzüglich angehen müsse, seine Partei habe die Problematik auch schon erkannt und sei dabei, Lösungen zu erarbeiten. Der Rektor hätte aus lauter Dankbarkeit beinahe einen Bückling gemacht und konnte diesen undemokratischen Reflex nur dadurch noch kaschieren, dass er in derselben Bewegung den «Reserviert»-Zettel von Eidenbenz' Stuhl pflückte.

Der Platz daneben war mit einem gleichen Zettel versehen, und Eidenbenz dachte zuerst, sie hätten damit gerechnet, dass er zu zweit käme. Wo doch allgemein bekannt war, dass seine Frau schon seit längerer Zeit in dieser Klinik eine Kur machen musste.

Aber dann war die Reservation für Herrn Vögeli, Philipps Klassenlehrer, der nicht nur Deutsch unterrichtete, sondern gleichzeitig als so eine Art hauseigener Künstler des Gymnasiums fungierte und in dieser Funktion auch diese Aufführung «pädagogisch begleitet» hatte, wie er das nannte. Er erkundigte sich bei Eidenbenz, ob die Pilzvergiftung auch



bei ihm ohne böse Folgen vorübergegangen sei, Philipp sei ja erfreulicherweise schon am nächsten Tag wieder putzmunter gewesen. Eidenbenz brauchte einen Moment, bis er sich an den Vorfall, der ja nicht wirklich stattgefunden hatte, erinnerte. Er wollte sich schon ein paar dramatische Einzelheiten ausdenken, Magenkrämpfe oder so, aber Vögeli ersparte ihm die Mühe und setzte, ohne auf eine Antwort zu warten, zu einer Lobeshymne auf Eidenbenz' Sohn Philipp an. Ein ganz ungewöhnlicher junger Mann sei das, wie man ihm als Lehrer nicht alle Tage begegne.

Natürlich, nickte er auf Eidenbenz' Einwand, natürlich, die reinen Schulleistungen liessen manchmal zu wünschen übrig, aber er führe das nicht auf mangelnde Begabung, ja nicht einmal auf mangelnden Fleiss zurück. Bei kreativen Menschen, und zu denen gehöre Philipp ganz eindeutig, müsse man eine gewisse Sprunghaftigkeit der Interessen schon mal akzeptieren. Eidenbenz hatte in vielen Ansprachen für eine strengere Pädagogik plädiert, für einen Unterricht, der die Schüler nach gutem altem Brauch forderte und nicht nur verhätschelte, und als Parteipräsident hätte er Vögeli bestimmt widersprochen. Er war aber als Vater da, und so lächelte er nur und schwieg.

Bei Themen, die ihn wirklich interessierten, schwärmte Vögeli weiter, könne Philipp dann plötzlich wieder einen sehr grossen Einsatz an den Tag legen. Das habe er zweifellos vom Vater, der ja seinen vielen Ämtern und Verpflichtungen bestimmt auch nur mit viel Fleiss und Disziplin gerecht werden könne. Aber der

Apfel falle eben nicht weit vom Stamm, und Eidenbenz sei sicher sehr stolz darauf, dass sein Sohn im heutigen Theaterstück nicht nur mitspiele, sondern auch den Text dazu verfasst habe.

Ja, bestätigte Eidenbenz, er sei sehr, sehr stolz. Und fragte sich gleichzeitig, warum ihm Philipp von dieser seiner Autorschaft nie etwas erzählt habe.

Dann wurde es dunkel, nicht schön langsam, wie im Theater, sondern auf einen Schlag, indem der Pedell ganz einfach das Licht in der Aula ausschaltete. Ein Schülertrio spielte zum Auftakt etwas Klassisches. Vögeli wippte im Takt mit dem Fuss dazu und machte ein so stolzes Gesicht, als striche er selber auf dem Podest die Geige oder das Cello.

Dann begann das Theaterstück.

Der Vorhang, dem man seine frühere Existenz als Leintuch noch deutlich ansah, wurde zur Seite gezogen. Das Bühnenbild, wenn man es so nennen konnte, bestand nur aus einer Ortstafel, blau mit weisser Schrift. «Bethlehem» stand darauf.

Eidenbenz schaute seinen Sitznachbarn fragend an. Jetzt, wo man schon bald Frühling hatte, ein Krippenspiel – das war denn doch ein bisschen seltsam. Aber Vögeli flüsterte ihm zu, mit Religion habe das Theaterstück überhaupt nichts zu tun. Er sei in solchen Dingen sehr vorsichtig und rechne es sich als persönlichen Erfolg an, dass sich in der Theatergruppe auch zwei Knaben mit muslimischem Hintergrund sehr aktiv beteiligten.

Hinter ihnen machte jemand «Pscht!». Nein, tuschelte Vögeli weiter, das Stück sei





überhaupt nicht religiös, sondern vielmehr politisch.

«Politisch?», wunderte sich Eidenbenz. Bisher hatte sein Sohn an solchen Themen noch nie Interesse gezeigt. Ausser um darüber zu spotten. In dem Alter konnte es wohl nicht anders sein. Obwohl er, Eidenbenz, schon mit fünfzehn .....

Dann traten die ersten Schauspieler auf, sehr krippenspielhaft auch sie. Eine Schülerin mit schwanger ausgestopftem Bauch und ein Schüler in einem weissen Nachthemd. Sie stellten sich in holprigen Reimen als Maria und Josef vor, auf der Suche nach einer Herberge. «Wo find ich eine Herberg', wo? Versuch's mal beim Verkehrsbüro!» Das Ganze war wohl als Parodie gedacht. «Typisch Philipp», dachte Eidenbenz missbilligend, mischte dann aber doch sein patentiertes Eidenbenz-Lachen in das allgemeine Vergnügen. Es konnte nie schaden, den Leuten zu zeigen, dass man Humor hatte.

«Erfrischend unkonventionell, finden Sie nicht auch?», flüsterte Vögeli. Eidenbenz hätte andere Adjektive gewählt, «albern» zum Beispiel oder «respektlos», aber das war wohl nicht der Moment für eine Debatte über die Funktion von Kunst in der Gesellschaft. Kultur war sowieso ein heisses Thema, an dem man sich leicht die Finger verbrennen konnte. Damals, als er sich öffentlich über diese Veranstaltung in Paris empört hatte, wo ein Schauspieler auf ein Bild von Christoph Blocher pinkelte und dafür auch noch Geld von der Pro Helvetia bekam, hatte man ihn von allen Seiten angegriffen, bloss weil er die Aufführung, über die er sich so schockiert zeigte, gar nicht selber ge-

sehen hatte. Als ob er die Zeit hätte, nach Frankreich zu fahren, nur um so einem Schmierenskomödianten beim Brünzeln zuzusehen.

Aber das hier war schliesslich nur eine Schultheateraufführung, und da musste man fünf wohl gerade sein lassen. Auch wenn man sich schon fragen musste, wie der Herr Rektor dazu kam, von einer löchrigen Personaldecke zu faseln, wenn seine Lehrer genügend Zeit hatten, so einen Hafenkäse zu betreuen.

Den andern Eltern schien die Aufführung Spass zu machen. Als Josef ein Handy unter seinem Nachthemd hervorkramte und vergeblich versuchte, das Verkehrsbüro anzurufen, war das Gelächter allgemein, und auch Eidenbenz lachte pflichtschuldig mit.

Bis ihm das Lachen dann endgültig verging.

Denn jetzt trat Philipp selber auf, in einem Anzug, den Eidenbenz sofort erkannte. Philipp musste ihn, natürlich ohne um Erlaubnis zu fragen, aus seinem Kleiderschrank genommen haben. Es war Eidenbenz' guter «Berner Anzug», so genannt, weil er ihn immer nur anzog, wenn er zur Session ins Bundeshaus fuhr und damit rechnete, dass das Fernsehen an diesem Tag Aufnahmen für die «Tagesschau» machen könnte. Das Jackett war seinem Sohn viel zu weit und die Hosenbeine waren zu lang, aber Philipp hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, sie hochzukrempeln, sondern trampfte einfach mit seinen Schuhen auf dem Saum herum. Bei dem teuren Stoff!

Philipp sprach nicht in Versen, sondern stellte sich in Prosa als «Gmeindsmuni von

Bethlehem» vor, eine Figur, die in der Weihnachtsgeschichte, so wie man sie Eidenbenz damals im Kindergarten vorgelesen hatte, ganz bestimmt nicht vorgekommen war.

Philipp stellte sich breitbeinig neben das Ortschaftsschild, die Hände in die Hüften gestützt. In der zweiten Stuhlreihe begann jemand überlaut zu kichern. Eidenbenz drehte sich irritiert um. Es war der Mann, der vorher «Psch!» gemacht hatte. Diesmal hörte er nicht auf, als Eidenbenz ihn strafend ansah, sondern fotografierte eifrig das Geschehen auf der Bühne.

«Wir beide kennen nur ein Ziel», sagte der Josef auf der Bühne. «Wir suchen hier bei euch Asyl.»

Und die Maria fügte hinzu: «Wobei wir ziemlich eilig wären, ich muss nämlich ein Kind gebären.»

Die Leute lachten schon wieder.

«Sie merken schon: Die Sache brennt. Was macht man da, Herr Präsident?»

Die beiden knieten jetzt in flehender Pose vor Philipp. Der machte einen Schritt von ihnen weg und stolperte dabei über die zu langen Hosenstösse. Eidenbenz konnte überhaupt nicht verstehen, was daran komisch sein sollte. Das war ein verdammt teurer Anzug.

«Asyl? Bei uns?», sagte Philipp. «Da kann ich ja nur lachen.»

Und dann lachte er. Laut und abgehackt. Trompetete jedes einzelne «ha» hinaus, als ob es ein eigenes Wort wäre. Es war ein Lachen, das Eidenbenz bekannt vorkam. Irgendwie vertraut.

Und dann merkte er – so etwas spürt man, auch ohne sich umzudrehen –, dass jetzt plötzlich niemand mehr im Saal auf die Bühne schaute, sondern alle nur auf ihn. Als ob sie auf eine Reaktion von ihm warteten.

Weil dieses Lachen sein eigenes Lachen war. Übertrieben natürlich. So ein absurdes Gemecker hatte er in seinem ganzen Leben noch nie von sich gegeben. Aber trotzdem: Es war das Eidenbenz-Lachen. Sein Markenzeichen. Der eigene Sohn machte sich da auf der Bühne über ihn lustig. Vor allen Leuten.

Er zögerte nur einen Moment. Es gibt Momente im Leben eines Politikers, da muss man fatzbumm entscheiden. Und er hatte ja auch gar keine Wahl. Es blieb ihm gar nichts anderes übrig, als mitzulachen.

«Hahaha», machte Eidenbenz in der ersten Reihe.

«Hahaha», machte sein Sohn auf der Bühne.

Die Leute schlugen sich vor Vergnügen auf die Schenkel. Vögeli nickte ihm zu, als wolle er sagen: «Habe ich zu viel versprochen?» Und Eidenbenz beschloss, seinem Sohn das Taschengeld zu kürzen. Mindestens.

Aber das war erst der Anfang.

Folge 17 in der nächsten Weltwoche



## Es hat einfach gestimmt

Kindergärtnerin Nicole Albert, 35, und Elektromechaniker Christoph Rees, 35, heiraten im April mit einer dreistöckigen Zuckertorte.

**Christoph:** Was Liebe ist, ist schwierig zu beschreiben. Ich fühle mich bei Nici geborgen und kann so sein, wie ich bin: Also fühle ich mich geliebt.

**Nicole:** Für mich hat die Liebe mit Achtung zu tun und auch mit Bewunderung für den anderen. Einen besonders schönen Liebesbeweis finde ich, dass wir – ziemlich häufig sogar – lautstarke Auseinandersetzungen haben, und nachher ist alles so gut und unbelastet wie zuvor. Dieses gemütliche Vorsichhinstreiten: Das konnte ich bisher noch mit keinem anderen Mann. Das letzte Mal gab es Streit, als ich das Hochzeitskleid kaufte.

**Christoph:** Sie sagte immer, in dieses ganz spezielle Geschäft für Brautkleider gehen wir nicht, weil das blöd ist. Dann ruft sie mich an und sagt: Rate, was ich hier im Kleidersack habe? Ein Kleid aus genau diesem Geschäft. Jetzt will Nici, dass ich meinen Anzug dort kaufe.

**Nicole:** Wir heiraten im April. Es gibt die schönste Torte. Dreistöckig.

**Christoph:** Mit weissen Rosen und Schmetterlingen. Alles aus Zucker.

**Nicole:** Ich bekam meine Torte, er seinen Ehevertrag.

**Christoph:** Alles, was juristisch geregelt ist, gibt im schlimmsten Fall keine Probleme.

**Nicole:** Wir wurden von Freunden verkuppelt. Das war vor drei Jahren. Beim ersten Date redeten wir eine Nacht lang durch. Beim zweiten Date wollte Christoph schwimmen gehen. Ich wollte ihn zu einem gemeinsamen Frühstück in meiner Wohngemeinschaft überreden, aber das klappte nicht. Ich dachte: Wenn er mich im Bikini sieht und mich dann immer noch will, hat er einen weiteren Stein im Brett. Beim Abschied küssten wir uns.

**Christoph:** Ich vergass mein Portemonnaie in deiner Tasche.

**Nicole:** Stimmt: Ich hatte es schon damals auf deine Mitgift abgesehen. Zu diesem Zeitpunkt lag meine letzte längere Beziehung weit zurück. Nach der Trennung von meiner Jugendliebe wollte ich meine Freiheit geniessen und die verlorene Jugend zurückzuholen. Ich quartierte mich in einer turbulenten Frauen-WG ein, hatte meinen Job und reiste durch die ganze Welt. Verschwand eine Freundin aus der Wohngemeinschaft, weil sie einen Mann fand,



«Wir wurden von Freunden verkuppelt»: Brautpaar Albert und Rees.

zog am nächsten Morgen eine neue Single-Frau ein. Natürlich fanden es nach ein paar Jahren – inklusive meiner Verwandtschaft – alle schade, dass eine so tolle Frau wie ich noch immer allein ist.

**Christoph:** Ich lebte jahrelang mit einem Kumpel zusammen. Einen Staubwedel nahmen wir alle zwei Wochen in die Hand, die Möbel stammten aus dem Brockenhaus, und Bier galt bei uns als Nahrungsmittel. Ich spielte fünfmal pro Woche Fussball, und wenn ich zu Hause war, sah ich mir am Fernsehen Fussballspiele an. Abgesehen von ein paar unverbindlichen Liebschaften hatte ich noch keine Beziehung geführt, und eine Lebensplanung existierte sozusagen nicht.

**Nicole:** Man kann sagen, dass wir uns an einem Punkt in unseren Leben kennenlernten, an dem beide etwas Neues wollten. Somit waren wir auch zu Kompromissen bereit, die man in jüngeren Jahren nicht eingegangen wäre.

**Christoph:** Es waren keine Opfer, die ich für dich erbringen musste. Es hat einfach ge-

stimmt. Was mich selbst erstaunte, war, dass ich mir schon immer eine Frau und Kinder gewünscht hatte.

**Nicole:** An Christoph gefällt mir seine Toleranz und seine Ruhe. Am Anfang beeindruckte er mich, weil er es fertigbrachte, sich in der WG beliebt zu machen. Niemand sagte ein Wort, als er plötzlich die Dusche mitbenutzte.

**Christoph:** Und sie interessiert sich jetzt vermehrt für Fussball.

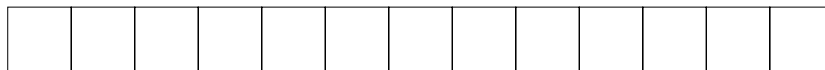
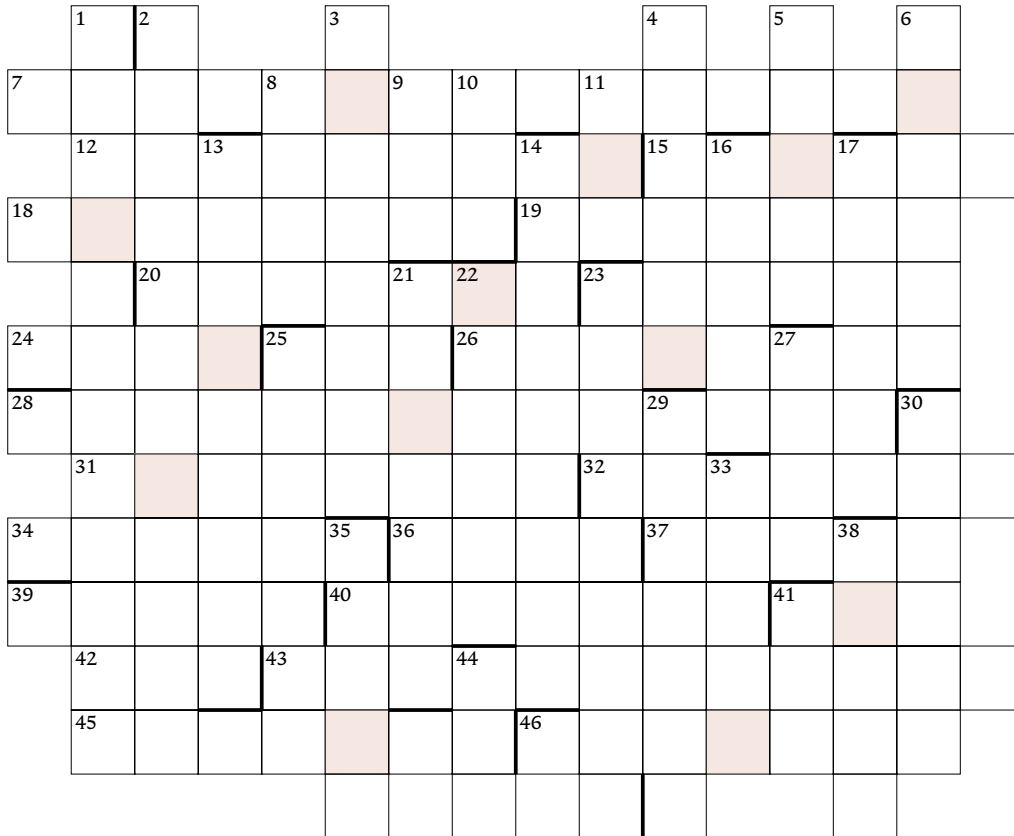
**Nicole:** Vor eineinhalb Jahren zogen wir zusammen. Wir warfen seine Möbel auf den Müll und erstellten einen Putzplan. Heute ist Christoph pingeliger als ich, wenn es um Ordnung und Reinlichkeit geht.

**Christoph:** Die einen sagten: «Was? Du?», andere: «Cool, Mann, das packst du.»

**Nicole:** Es gab einige Leute, die nicht schlecht staunten, als sie unsere Hochzeitseinladung erhielten.

Aufgezeichnet von Franziska K. Müller.  
Hochzeitstorten: [www.fabricio.cordeiro.com](http://www.fabricio.cordeiro.com)





**Lösungswort** — Kein maritimes Schwergewicht

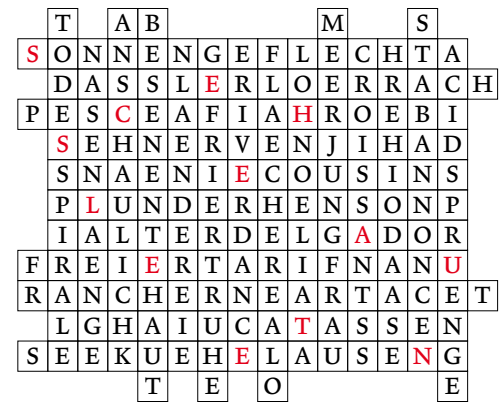
Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 7 Der Schauspielerjob Anfang Jahr ist eine runde Sache. 12 «Du kleines Würstchen» ist im Balkan keine Beleidigung. 15 Der Polizist hat das Erdige vom Bäcker. 18 Er war 10 Jahre lang regierender Christ in Kanada. 19 Die Linschenstadt könnte die Heimat der Laistrygonen gewesen sein. 20 Dreifach italienische Einfalt. 23 Bringt das Dirndl in Form. 24 Was Odol sympathisch macht. 25 Der Kasachenfluss vereinigt Italiens Arbeit. 26 Dick Auftragen ist hier keine Kunst. 28 J. F. Coopers Held hätte in ihnen dämlich ausgesehen. 31 Ansehnlich französisches Löwenmaul. 32 Aufforderung, diese Fracht zum Transport vorzubereiten. 34 Als Energieform durchaus kein Furz. 36 Einzig von hinten ist Franzosen die Syphilis. 37 Hinter dieser Maske verbirgt sich ein Schmetterling. 39 Die nächstjährige Kulturhauptstadt ist nahrhaft. 40 Wie die Schweizer Musikszene ohne Flöru wäre. 41 Hilfe rufender Teil von Kinderdörfern. 42 Normalisiertes europäisches Komitee. 43 Sie flattern in Mädels Feuer wie fremde Läuse. 45 Sie trägt weibliche Geheimnisse, aber keine Vokale. 46 Zum Trocknen ist sie auch ein Spinne.

**Senkrecht** — (v. h. = von hinten) 1 Vom Charakter her wie Noahs Schiff. 2 Sie umschlingen nicht nur die Taille dornenvoll. 3 Hannibal war einer der ersten. 4 Muse mit Brennstoffzelle. 5 Auf Barbica war er selbst tot ein Berberschreck. 6 Hier herrscht eine steigende Verwirrung der Holmen. 8 An Ragnarök verschlingt dieser Wolf den Mond. 9 Zwischen Städten reist es sich kühl. 10 Literarisch ist Aenona für sein Venusdelta bekannt. 11 Ausrutscher nach dem Duzis. 13 Können kommt von Geld haben. 14 Sie werden für Klatsch bezahlt. 16 In Frankreich geliehener Tessiner Geistlicher (v. h.). 17 Anatomisch verbindliche Artikulation (v. h.). 21 Fretthens wilde Artgenossen. 22 Muss in den USA als Zielscheibe herhalten. 23 Schuberts Schöne. 25 Ist das Erwachen beim Ausdemschlafriß. 27 Die Ranke trägt eine Wendel im Namen. 29 Ein Phon aus Xylo. 30 Damit steht man -alternativ- aufs Schmusen. 33 Sie kam vom Goldregen ins Wochenbett. 35 Sossentanz. 38 Dem Huhn fehlt wenig zum Hähnchen. 41 Bringt welsche Würze in die Rheinkniestadt. 44 Internationale Deutschposttochter.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 107**



**Waagrecht** — 6 SONNENGEFLECHT (Helios = griech. Sonnengott) 13 DASSLER (Gründer v. Adidas und Puma) 16 LOERRACH ('Heimat' von Ottmar Hitzfeld) 18 PESCE (= ital. Fisch; gesprochen 'Pesche') 19 AFIAH (Haifa am Fluss Kischon) 20 ROEBI (... Koller «Happy Day») 21 SEHNERVEN («auf die Nerven gehen») 22 JIHAD («Heiliger Krieg» des Islam) 24 NAENIE (röm. Totengesang) 26 COUSINS (Verwandte 1. Grades) 30 PLUNDER (Gebäck) 31 HENSON (Jim ..., † 1990, Erfinder der «Muppets» (Kermit, Miss Piggy etc.)) 32 ALTER (... ego) 33 DELGADO (= span. dünn; Matias ..., Ex-Spieler des FCB) 34 FREIER 35 TARIF («den ... durchgeben») 38 NANU 40 RANCHER («Mancher» reimt sich nicht darauf) 42 NEAR (= engl. nah) 43 TACET («er schweigt» als musikal. Anweisung) 44 LGHAI (daraus «Ghali» und «laghi» = ital. Seen) 45 UCA (= Winkerkrabben) 46 TASEN 47 SEEKUEHE (Manati) 48 LAUSEN («K wie Knopfloch, L wie ...»)

**Senkrecht** — 1 TODESSPIRALE (Figur im Eiskunslauf) 2 ANSCHAULICH 3 BESEN («Ich fresse einen ...!») 4 MEERJUNGFRAU (hat keine Beine zum Tanzen) 5 STAB (...heuschrecke) 7 NASENLAENGE 8 GEFRIERTRUHE («Mord in Kehrsatz» 1985) 9 FLAECHE 10 LOHN (bundesrätl. Landsitz in Kehrsatz) 11 CROISSANTS (Gipfeli) 12 ACID (umgspr. für LSD = Lysergsäurediethylamid) 14 LAENDEREI (Länder-Ei) 15 RIVERDANCE (Show von M. Flatley; Shows «Celtic Tiger», «Feet of Flames») 17 REH (Do(h), Re(h), Mi(h)) 23 ANNONCEN (annuntiare = lat. ankündigen) 25 ENTE (in «dolce far niente») 27 Öl («ein geölter Blitz») 28 IOD (= fachsprachl. Jod in «Jodel») 29 SPRUENGE («grosse ...»; «Sprung in der Schüssel») 36 REALO (real-O) 37 IATA (gegr. 1945 in Havanna, mit Sitz in Montreal) 39 AASE 41 HAUT (= frz. hoch)

**Lösungswort** — SECHSELAUTEN

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Polymere Werkstoffe,  
Feinchemikalien/Engineering



*Breguet*  
Depuis 1775



**Napoleon Bonaparte,  
Breguet-Kunde seit 1798.**



Classique - Ewiger Kalender - 5327BA

[www.breguet.com](http://www.breguet.com)

Montres Breguet SA, 1344 L'Abbaye (Vallée de Joux), Tel. 021 841 90 90

PARIS - CANNES - GENÈVE - WIEN - LONDON - NEW YORK - LOS ANGELES - DUBAI - MOSKAU - SINGAPUR - TOKYO - SEOUL